



„Dann haben ‚wir‘ gewonnen“

Eine Gesprächsrunde über die interaktive Kraft des Sports



Für eine neue Rede von Mission

Ein Plädoyer von Pastorin Dr. Uta André

Mission Impossible?

Fußball und Mission





Jesus ist Schleichwerbung

Nach einer Entscheidung des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) ist das Zeigen von T-Shirts mit dem Aufdruck „Jesus liebt dich!“ von Fußballspielern beim Torjubiläum ein klarer Fall von Schleichwerbung. Jesus sei kein lizenzierter Werbepartner und bezahle schließlich nicht für die Texte auf den Hemden. Deshalb gebe es ab sofort die Gelbe Karte für diesen göttlichen Torjubiläum. „Spieler dürfen Unterleibchen mit Slogans oder Werbeaufschriften nicht zum Vorschein bringen“, entschied 2002 auch der Weltverband FIFA.

Was war passiert? In der Bundesligapartie zwischen Bayer Leverkusen und dem 1. FC Nürnberg am 8. Dezember 2001 schießt der Stürmer Cacau mit seinem ersten Bundesliga-Tor die 1:0 Führung für Nürnberg. Bei seinem Torjubiläum reißt er das Trikot hoch, klemmt es in den Nacken und verkündet auf einem weißen T-Shirt, das er darunter trägt, die christliche Botschaft: „Jesus lebt und liebt dich!“. Ze Roberto gleicht für Leverkusen aus, entblößt sein T-Shirt mit der Aufschrift: „Jesus liebt Dich“. Cacau feiert anschließend sein 2:1 mit dem gleichen Ritual.

Cacau selbst sagt zu der T-Shirt-Aktion: „Gott hat mir diese Idee gegeben“ und folgt einige Zeit später einer weiteren Eingebung.

Als er am 21. Januar 2003 in der Auswärtspartie beim VfL Bochum wieder ein Tor erzielt, lüftet er sein reduziertes christliches Bekenntnis: ein, wie er meint, unverfängliches J mit drei Punkten. „Dieses Schlitzohr“, reagiert Markus Merk amüsiert, mahnt aber Cacau, dass er auch für „J. . .“ die Gelbe Karte ziehen werde. Wenn auch mit Widerstreben – denn auch der weltbeste Schiedsrichter ist bekennender Jesus-Fan und erinnert selbst auf T-Shirts an die Güte des Herrn: „Gott liebt auch Schiris“.

Cacau, der bis zum Ende dieser Saison für den VfB Stuttgart spielte, widmet seine Tore weiterhin Jesus, allerdings nun mit nach oben gerichtetem Blick und in die Höhe gestreckten Zeigefingern. Eine solche Geste kann auch die FIFA nicht verbieten.

Weitere Fußball-Geschichten und Fußballer-Bekenntnisse sind in dem vom Wiesbadener Fernsehjournalisten und Kabarettisten David Kadel herausgegebenen Buch „Fußball-Bibel“ zu finden, das zur WM in einer neuen Edition im Verlag GerthMedien erschienen ist.



Um Fußball als Mittel zur Integration von problematischen Jugendlichen und Ausländern ging es in einer Diskussionsrunde zwischen der Oldenburger Pfarrerin und Akademieleiterin Brigitte Gläser, einst aktive Fußballerin, dem Polizisten und Jugendfußballtrainer Klaus-Dieter „KD“ Tschritter aus Bad Zwischenahn und dem „Stern“-Sportreporter Christian Ewers aus Berlin.
Mehr auf den Folgeseiten

In einem Land wie Brasilien, in dem der Reichtum extrem ungleich verteilt ist, hält sich der Traum vom Aufstieg per Fußball hartnäckig – weil es wenig Alternativen gibt. Über diesen Aufstiegsmythos für Jugendliche berichtet Sandra Weiss.
Mehr auf den Seiten 7 und 8



Seit Jahrzehnten setzen sich Weltläden-Teams für ein bewussteres Konsumverhalten ein. Sie tragen dazu bei, dass das Umdenken im Einkaufsverhalten immer größere Kreise zieht. Überwiegend ehrenamtlich und unter dem Dach der christlichen Kirchen haben sie eine ganz besondere Mission: die Welt ein bisschen gerechter zu machen.
Mehr auf den Seiten 18 und 19

Impressum

„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:
Dr. Uta André, Anke Brockmeyer, Michael Eberstein, Olaf Grobleben, Dirk-Michael Grötzsch, Hans-Werner Kögel, Detlef Mucks-Büker, Dr. Koffi Emmanuel Noglo, Ulf Preuß, Dr. Dietrich Werner, Sandra Weiss und Antje Wilken.

Bildnachweise:
4ever.eu, Anke Brockmeyer, Brot für die Welt, BVB, Florian Kopp, Florian Giese, Dirk-Michael Grötzsch, Hans-Werner Kögel, Jens Schulze, Antje Wilken, sowie Privatfotos und public domains

Gestaltung/Produktion:
Andrea Horn, Hannover,
Lutherisches Verlagshaus GmbH, Hannover

Anschrift:
„horizont E“
Philosophenweg 1
26121 Oldenburg,
E-Mail: presse@kirche-oldenburg.de
www.kirche-oldenburg.de

Druck:
Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Editorial



Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

das Jahresthema „Mission und Ökumene“ der oldenburgischen Kirche mit dem Themenfeld „Fußball“ und der Fußball-Weltmeisterschaft zu verbinden, erscheint auf den ersten Blick eine unmögliche Aufgabe – eine „Mission Impossible“ – zu sein.

Doch die verschiedenen Beiträge zu beiden Themenbereichen zeigen viele Gemeinsamkeiten auf: Sei es beispielsweise die Suche nach Gemeinschaft, der Wunsch nach Gerechtigkeit und Fairness oder die Frage, wofür sich Menschen begeistern lassen. Gleichzeitig lassen sich Anregungen und positive Beispiele finden, die zeigen, dass ein zunächst abstrakt und sperrig wirkendes Jahresthema erfrischend und belebend umgesetzt werden kann.

Dazu wünsche ich Ihnen auch im Namen des Redaktionskreises eine angenehme wie auch nachdenkliche Lektüre.

Hans-Werner Kögel
Ihr Hans-Werner Kögel

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Das Roulette mit großen Träumen	Seite 07
2 : 1 für?	Seite 09
Jesus lebt. Geht er auch ins Stadion?	Seite 10
Für eine neue Rede von Mission	Seite 12
Ein Kommentar zum Verhaltenskodex „Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt	Seite 14
Etwas Zeit in der Stille für Gott	Seite 16
Aus den Regionen	Seite 17
An(ge)dacht	Seite 22

„Dann haben ‚wir‘ gewonnen“

Eine Gesprächsrunde über die integrative Kraft des Sports



Polizist und Jugendfußballtrainer Klaus-Dieter „KD“ Tschritter



Um Fußball als Mittel zur Integration von problematischen Jugendlichen und Ausländern ging es in einer Diskussionsrunde zwischen der Oldenburger Pfarrerin Brigitte Gläser, einst aktive Fußballerin und heute Leiterin der Akademie der oldenburgischen Kirche, dem Polizisten und Jugendfußballtrainer Klaus-Dieter „KD“ Tschritter aus Bad Zwischenahn und dem Stern-Sportreporter Christian Ewers aus Berlin. Treffpunkt war die Präsidentenlounge im größten niedersächsischen Fußballstadion, der HDI-Arena in Hannover.

„KD“ Tschritter, selbst Vater dreier Kinder, erklärt zu Beginn, warum er seinen Beruf und sein Ehrenamt als Jugendtrainer als optimale Kombination ansieht: „Da überschneiden sich Welten. Als Trainer und Vater habe ich Kontakt mit anderen Familien und ihren Sprösslingen, weiß um ihre Probleme. Dieses Hintergrundwissen hilft mir bei meiner Arbeit als Sachbearbeiter für Jugendkriminalität. Andererseits weiß ich aber auch, wie man mit sogenannten Problemteams umgehen muss. Ich habe einmal eine solche übernommen, von der es hieß: ‚Mit denen kann man nicht arbeiten‘ – und es ging doch.“

Das mache nur ein Mannschaftssport wie Fußball möglich, bekräftigt Pfarrerin Gläser. Anders als Einzelsportarten wie Laufen oder Schwimmen schaffe der Mannschaftssport „den sozialen Ort, wo man sich in Gesellschaft orientiert.“ Gerade schulumüde Jugendliche könnten so einen neuen Ansporn bekommen, sich mit anderen gemeinsam zu verbessern.

„Körperlicher Ansporn findet sonst in unserer Medienwelt ja kaum noch statt“, sagt Tschritter. „Die Kinder werden mit dem Auto oder Bus zur Schule gefahren, sitzen da den ganzen Tag herum und zu Hause vor dem PC. Und irgendwann landen sie dann bei mir – nicht als Trainer, sondern als Polizist.“ Er begrüßt die Initiative einer Hamburger Schule, die ihren Kindern, die weniger als fünf Kilometer entfernt wohnen, nicht erlaubt, mit einem

Pkw zur Schule zu kommen, sondern zu Fuß oder mit dem Rad. „So bekommen sie wenigstens etwas Bewegung.“

„Ich denke, Mannschaftssport hat auch etwas Mediatorisches“, meint Brigitte Gläser, „die Kinder und Heranwachsenden lernen, dass es Regeln gibt, die zu beachten sind. Das schafft Verbindlichkeiten.“

„Da möchte ich etwas bremsen“, wirft der Sportjournalist Ewers ein. „Sicher lehrt der Fußball, mit Regeln und auch Ungerechtigkeiten umzugehen, aber das hat auch seine engen Grenzen.“ Ewers betont die integrative Kraft des Sports, warnt aber davor, ihn als Allheilmittel für gesellschaftliche Probleme zu überschätzen. Ausländische Jugendliche zum Beispiel fänden im Alltag nicht wie im Sport einen „vorgezeichneten Weg nach oben“ vor, etwa als Kicker in einer bunt gemischten Nationalelf. „Das tägliche Leben ist viel undurchsichtiger, komplizierter und vielschichtiger, um mit Erfahrungen aus dem hierarchisch organisierten Sport erfolgreich zu sein.“

Dennoch, so meint „KD“ Tschritter, könne gerade bei Kindern mit Migrationshintergrund Fußball sehr wichtig für die Entwicklung sein. Er erinnere sich an Zwillinge aus dem Libanon, deren Mutter sie aus dem Fußballverein abmelden wollte, weil sie wiederholt auffällig geworden waren. Er habe sie – als Polizist und Trainer – gebeten, die Jungs im Verein zu lassen, „und sie sind was geworden.“ Gerade für Jungen könne Fußball schon allein wichtig sein, weil der Trainer oft das einzige männliche Vorbild sei. „Nicht dass er den Vater ersetzen könne“, räumt Tschritter ein, „aber um sich an ihm zu orientieren, reicht es allemal.“

Nun bringt Brigitte Gläser das Gespräch auf die dunklere Seite des Sports. In den Stadien sei die Atmosphäre gelegentlich recht aufgeheizt, „da möchte ich in manchen Blocks nicht stehen.“ Sportreporter Ewers stimmt ihr zu und ergänzt: „Und auch in den unteren Ligen kommt es

zu Auswüchsen, da werden schon mal Schiedsrichter verprügelt.“ Doch auch Auswüchse könnten den Fußball zum „Lernort“ werden lassen, erklärt Gläser. Sie habe einmal einen jungen Fan, der einen Spieler als „schwule Sau“ angebrüllt hatte, gefragt, ob er etwas gegen Homosexuelle habe. Er habe das verneint, „aber wenn der doch so schwul spielt...“ „Es kommt darauf an, wie ein Trainer so etwas moderiert“, ergänzt Ewers, „der hat eine soziale Verantwortung.“

Es gebe aber nicht mehr viele, die sich dieser Mühe unterziehen wollten, berichtet „KD“ Tschritter. Bis in die Herrenmannschaften hinein müsse sogar auf nicht qualifizierte Freiwillige zurückgegriffen werden. Oft übernehme ein Vater die Jugendmannschaft, nicht selten nach dem Motto: „Dann steht mein Sohn wenigstens in der Start-Elf“. Dennoch rate er weiterhin jedem: „Steck deinen Sohn in irgendeinen Verein“, das sei die beste Prävention. Dennoch fehle es überall an Nachwuchs-Spielern, „warum würden sonst wohl so viele Spielgemeinschaften gebildet?“ Das falle nicht immer leicht, weil manches Dorf sich dagegen wehre nach dem Motto: „Da war doch mal etwas vor zehn Jahren...“

„Das ist ja fast so wie bei der Zusammenlegung von Kirchengemeinden“, lacht Brigitte Gläser. Davon, dass die Spielgemeinschaften aber durchaus auch einen positiven Effekt haben könnten, ist sie überzeugt: „Da müssen eben auch mal alte Feindschaften zu den Akten gelegt werden.“ Zudem beweise Fußball noch an anderer Stelle die integrative Kraft. „Die Mannschaften schaffen einen Mix sozialer Milieus, die sonst nicht zueinanderkämen.“ Und Trainer Tschritter ergänzt: „Ja, vor allem, weil du mit den Kindern auch die Eltern kriegst, selbst wenn sie nichts mit Fußball am Hut haben.“

Der Sportjournalist Ewers weist dennoch angesichts der Fußball-Weltmeisterschaft auf die gesellschaftlichen Brüche hin, die der Spitzensport verursache: In Brasilien gingen die Menschen nicht ohne Grund auf die Straße, um auf die Zigmillionen zu verweisen, mit denen Stadien gebaut wurden, die nach der WM niemand mehr brauche, obwohl das Geld viel dringender etwa für die Bildung benötigt würde. Er räumt aber auch ein, dass der Spitzensport die Vorbilder schaffe, an denen sich Kinder

und Jugendliche orientierten. „Es braucht solche Lichtgestalten“, meint Ewers und erinnert an den Tennis-Boom in Deutschland nach den Erfolgen von Steffi Graf und Boris Becker. Als deren Sterne sanken, hatte das Tennis wieder Nachwuchsprobleme. Die Fußball-WM sei nun mal wieder so ein „Hochamt“, dem vieles geopfert werde. Sogar der Schulbeginn werde verschoben, damit Kinder die späten Übertragungen sehen könnten. „Diese WM wird wieder eine große Strahlkraft haben.“

Dennoch, so meint „KD“ Tschritter, brauchten die Kinder in Brasilien die WM nicht, um vom Breitensport Fußball begeistert zu sein – ebenso wenig wie deutsche Jungen die Nationalmannschaft brauchten: „Der Weg zum Fußball fängt schon viel früher an.“ Es sei dem Menschen sozusagen in die Wiege gelegt, auf einer Wiese einen Ball zu kicken und sich zu organisieren, ob mit oder ohne Verein, ist Gläser überzeugt.

Kurz flammt ein Disput über das „Geburtsland“ des Fußballs auf: Das sei Brasilien, meint Gläser; „Nein, das war England“, hält Tschritter dagegen, doch die Pfarrerin ist überzeugt: „Das haben die den indigenen Völkern abgeschaut.“

Der Journalist Ewers nimmt noch einmal die Proteste in Brasilien in den Blick. Anders als vor vier Jahren in Südafrika, wo das ganze Land, ja der gesamte Kontinent stolz darauf gewesen sei, die WM auszurichten, gebe es nun in Südamerika bei aller Fußballbegeisterung deutliche Widerstände. Das liege am „Exklusions-Element WM“, meint Gläser: „Das Volk wird als Störfaktor beiseitegedrängt und ausgeschlossen.“ Das thematisierten auch die Kirchen hier, wenn gleich sie nicht zum WM-Boycott aufriefen.

Christian Ewers ist überzeugt, dass die WM dem Protest gegen die Missstände in Brasilien „eine weltweit beachtete Plattform gibt.“ Dennoch werde einmal mehr deutlich, dass die integrative Kraft des Sports ihre Grenzen habe, wenn etwa um die Stadien Bannmeilen gezogen und Menschen zwangsumgesiedelt würden. „Die WM wird das Land nicht einen, und die Kritiker werden nicht verstummen“, ist der Mann vom „Stern“ überzeugt. Er zweifle auch daran, dass die WM in Südafrika dem afrikanischen Fußball einen nachhaltigen Aufschwung gebracht



Pastorin Brigitte Gläser, Leiterin der Akademie der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg und Beauftragte für Mission und Ökumene



Christian Ewers, Stern-Sportreporter



habe. „Wo sind denn die jungen Nachwuchsspieler vom schwarzen Kontinent?“, fragt Ewers. Samuel Eto'o (Kamerun), Didier Drogba (Elfenbeinküste) und viele Leistungsträger aus Ghanas Nationalelf seien auch schon jenseits ihres Leistungszenits. Es fehle eine Systematik, junge Talente zu entdecken und zu fördern. Pfarrerin Gläser verweist darauf, dass die gesellschaftliche Struktur in Afrika weitgehend keine Jugend kenne, nur einen nahtlosen Übergang von Kindheit mit Spiel und dem Erwachsenen-Dasein mit Arbeit, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Da sei für Fußball kaum Zeit und Raum.

Daran fehle es allerdings in Deutschland auch zunehmend, meint „KD“ Tschritter. Die Schule nehme die Kinder hier immer stärker in Beschlag. Und in der Rest-Freizeit mache sich oft Langeweile breit. Ablenkung suchten sie dann eher im Fitness-Studio, greift Brigitte Gläser den Gedanken auf, „dazu braucht es keine Vereinbarungen und es ist weniger verpflichtend.“ Oder sie landen vor der Playstation, wirft Tschritter ein. „Wenn sie dann noch ein problematisches Elternhaus haben, können sie abrutschen.“

Kriminalität und Brutalität im Zusammenhang mit Fußball kommt noch einmal zum Ende des Gesprächs auf den Tisch. „Das sind verschiedene Phänomene“, meint der Sportjournalist Ewers. Man müsse zunächst unterscheiden zwischen dem selbst gespielten Fußball und großen Sport-Events, die mitunter von gewaltbereiten Menschen missbraucht würden. „Hooligans missbrauchen den Fußball als Plattform für ihre Aggressivität“, ist auch der Polizist Tschritter überzeugt. Aus seiner Sicht gebe es keinen Unterschied zwischen ihnen und den sogenannten „Schwarzen Blocks“ bei Demonstrationen. Sie suchten den Krawall, um ihre Aggressionen auszuleben.

Dieses Phänomen gebe es beim Tennis nicht, wirft Pfarrerin Gläser ein. „Krawall braucht Masse. Da spielt die Arena eine wichtige Rolle.“ In einem solchen Stadion – und ihr Blick fällt auf die steilen Ränge des Stadions, in dem sonst Hannover 96 seine Spiele austrägt – stünden „die Tore offen“ für emotionale Ausbrüche. „Stadien sind Orte, wo Aktive mit Leidenschaft miteinander kämpfen. Und diese Leidenschaft schlägt sich dann auch auf den Rängen nieder.“

Sportreporter Ewers spricht von einer „Resonanzfahrerfahrung“. Die Aktionen der Fans lösten eine Gruppendynamik aus, die in einzelnen Fällen schwer zu kontrollieren sei. Doch das sei nicht typisch für den Sport oder gar den Fußball, sondern ein Massenphänomen. Das gebe es auch bei anderen Großveranstaltungen zu beobachten, etwa bei Pop-Konzerten.

Das kann Pfarrerin Gläser aus eigenem Erleben bestätigen. „Ich war 1996 erstmals in einem Stadion – beim Halbfinalspiel der Europameisterschaft in Wembley“, berichtet sie. In der Verlängerung des Spiels England – Deutschland sei sie mit einer kleinen Gruppe „mit einem Presseausweis einfach so“ ins Stadion gekommen; zuvor hätten sie das Spiel im Fernsehen in einem Lokal gesehen. Nun konnten sie den „Elfmeter-Krimi“ live miterleben: wie Andy Köpke den fünften englischen Elfmeter hielt und Andy Möller den fünften deutschen Strafstoß „versenkte“. „Da spürte ich diesen Sog; das war schon faszinierend, aber auch bedrückend“, räumt Gläser ein und stellt fest: „Wenn du Teil der Bewegung bist, dann bist du plötzlich ganz groß.“

Daraus, so bekräftigt „KD“ Tschritter, zögen die Fans von Fußballvereinen vor allem bei deren Erfolgen ihre Identifikation: „Dann haben ‚wir‘ gewonnen.“ Aber auch als Spieler, das weiß Gläser aus ihrer aktiven Fußballzeit, werde man von dieser Leidenschaft ergriffen, wenn man gewonnen habe.

Die Gesprächsrunde endete mit der gegenseitigen Frage, wo man denn wohl die WM-Spiele verfolgen werde. „Ich werde auf keine Fanmeile gehen“, sagt Christian Ewers. „Ich schaue die WM mit der Familie und Freunden.“ Dem stimmt auch Pfarrerin Gläser zu. Aber auf dem heimischen Bildschirm wolle sie die Spiele auch nicht verfolgen, der sei zu klein und schlecht: „Da ist der Ball eckig!“ Also besser gemeinsam mit Freunden auf Großbildschirm „vielleicht in einem Gemeindehaus“. Auch für Trainer Tschritter ist es fast selbstverständlich, nicht allein die Spiele zu schauen. Fußball ist eben doch ein integrativer Sport, ob für die Aktiven oder die Passiven.

*Das Gespräch hat
Michael Eberstein moderiert.*



Das Roulette mit großen Träumen

Fußball als Aufstiegsmythos verdeckt strukturelle Ungleichheit in Brasilien

Rio de Janeiro. Eigentlich träumt Gabriel Martins davon, einmal im Fußball groß herauszukommen. So wie seine Vorbilder Ronaldo und Neymar. Aber jetzt muss der 13-jährige Brasilianer erst einmal Kronkorken und Plastikflaschen vom Spielfeld fegen. Gestern war Pagode-Tanz auf dem Sportplatz von Cerro Corá, und die letzten Partylöwen sind gerade erst benebelt von Marihuana und Alkohol nach Hause gewankt. Von den höher gelegenen Gassen der Favela werfen sie grölend leere Flaschen auf das löchrige Wellblechdach über dem Areal. Der Sportplatz, das sind 20 mal 40 Meter Spielfläche aus schmutzigem Beton, buntbemalte Wände, von denen der Putz abblättert, und ein paar fleckige Betonstufen, die als Tribüne dienen. Aber es ist der einzige öffentliche Raum in der Favela, die sich eng an den steilen Hügel unterhalb der Christusstatue von Rio de Janeiro schmiegt. Und es ist nicht immer einfach für Gabriel und seine Fußball-Gang, ihn den Älteren abzutrotzen, um dort barfuß Pässe und Elfmeter zu üben.

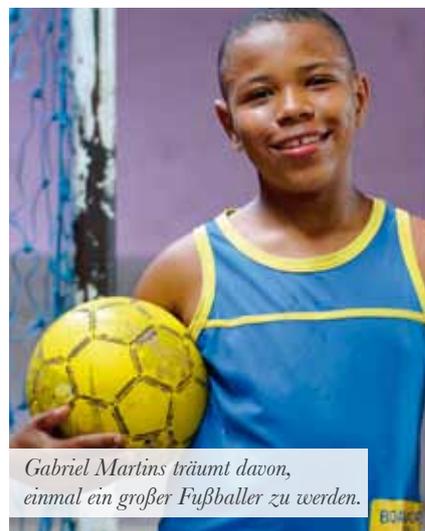
In Cerro Corá leben 6.000 Menschen in eng aneinander geklatschten Ziegelhäuschen. Die Favelas sind wild gewachsene Siedlungen, entstanden nach der Sklavenbefreiung 1888, und im 20. Jahrhundert angeschwollen durch die massive Landflucht. Das Erbe der Sklaverei hat die Favelas geprägt: Bis heute ist die überwiegende Mehrheit der Bewohner schwarz. Seit 50 Jahren existiert Cerro Corá schon, bis heute gibt es keine Schule, keine Straßenschilder, keine Polizeistation, kein Krankenhaus, keinen Strom, keine Kanalisation, keinen öffentlichen Nahverkehr. Jedenfalls nicht offiziell. Alles haben sich die Bewohnerinnen und Bewohner irgendwie abgezweigt und selbst organisiert. Die meisten Dienstleistungen sind ebenso wie der Drogenhandel in der Hand der Mafiabanden, die vom staatlichen Vakuum profitieren.

„In so einem Umfeld ist es wichtig, ein Ziel vor Augen zu haben, um nicht

vom Weg abzukommen“, sagt Gabriels Trainer Rafael Santos, der auch einmal Fußballprofi werden wollte. Ob er ohne seinen Traum und die Unterstützung des vom Hilfswerk „Brot für die Welt“ geförderten Projektes SERUA noch am Leben wäre, weiß er nicht. Seine Familie ist tief in den Drogenhandel verstrickt, ein Onkel und ein Cousin wurden deshalb ermordet. „Der Weg zum Star ist steinig, und nur Kämpfernaturen schaffen es.“ Wenn diese Formel des argentinischen Trainers Guillermo Coppola, dem langjährigen Manager von Diego Maradona, aufgeht, haben die Kinder aus den Armenvierteln Lateinamerikas den europäischen Gleichaltrigen einiges voraus. Denn sie müssen sich von klein auf durchbeißen und mit alkoholisierten Müttern, abwesenden Vätern, skrupellosen Drogenhändlern und gewalttätigen Polizisten umzugehen wissen.

Solche Kinder hat der chilenische Journalist Juan Pablo Meneses porträtiert in seinem Buch „Niños futbolistas“ (Fußballkinder). Darin geht er dem großen Geschäft mit den Träumen kleiner Jungs nach. Jungs wie Gabriel, der von seiner Mutter verlassen und von einer Nachbarin großgezogen wird. Kinder, für die der Traum von einer Karriere in Europa nicht nur mit Geld zu tun hat, sondern auch mit Anerkennung. Das große Vorbild ist Lionel Messi. Der Argentinier, der noch minderjährig vom FC Barcelona verpflichtet und zum Weltstar wurde, war ein Glücksgriff für seinen Verein. Seither ist im Fußballgeschäft so etwas wie ein Goldfieber ausgebrochen. Jeder will den nächsten Messi entdecken – und dementsprechend werden die Stars immer jünger. Eltern, Trainer, Agenten, Clubs und die FIFA – alle spielen mit.

Pelé war 17, als er in der brasilianischen Nationalelf triumphierte, Maradona 22, als Barcelona ihn kaufte. Bryce Brites war 20 Monate alt und konnte weder lesen noch schreiben, als er vom belgischen Club Racing Genk Boxberg als neue



Gabriel Martins träumt davon, einmal ein großer Fußballer zu werden.



Trainer Rafael Santos unterstützt Gabriels Pläne.



Die Konkurrenz unter den Jugendlichen ist groß.



Nur ganz wenige Jugendliche schaffen es, über den Fußball aus den Favelas herauszukommen.

Hoffnung vorgestellt wurde. Ein professionelles Video, ein guter Haarschnitt, ein paar Lobeshymnen in der Presse – so schnell lässt sich aus einem begabten Hobbykicker ein angehender Star basteln. Und daran verdienen. Für 250 US-Dollar kann man die Rechte an einem Fußballkind kaufen, hat Meneses recherchiert. Beißt ein Verein an, kann sich der Einsatz rasch verzehnfachen. „Billig kaufen, schnell verkaufen und nur nicht sentimental werden“, sind die Tipps, die ein FIFA-Funktionär Meneses gab. Offiziell hat der Internationale Fußballverband Transfers von Minderjährigen verboten. Aber wie der Fall Messi zeigt, gibt es genug Wege, das zu umgehen. Etwa, in dem man den Eltern einen Arbeitsvertrag anbietet.

Längst sind auch lateinamerikanische Clubs auf den Trichter gekommen. Der Spielertransfer ist ihre lukrativste Einnahmequelle, vor Werbeverträgen oder dem Verkauf von TV-Rechten. Fast alle Clubs unterhalten zu diesem Zweck Fußballschulen. Beim FC São Paulo zum Beispiel, wo Kaká ausgebildet wurde, erhalten die Talente für morgen den letzten Schliff. Aus 10.000 werden jedes Jahr die besten 100 ausgewählt, erhalten Ausrüstung, Stipendien und werden professionell betreut. Regelmäßig schauen hier Clubs aus Europa vorbei und zücken Schecks. Der Löwenanteil geht an den FC São Paulo, aber auch für Trainer und Agenten fällt etwas ab. Der Spieler selbst verdient am

Transfer gewöhnlich nichts, aber er wird mit einem üppigen Gehalt und Prämien wie Autos gelockt.

Doch für viele der jungen Talente wird der Traum zu einem Albtraum, der körperliche Schinderei, jahrelange Verpflichtungen, Umzüge oder sogar eine Trennung von der Familie mit sich bringt. Zu viel Verantwortung für die meisten. Drei von vier Kindern, die schon im jungen Alter in Brasilien Leistungssport betreiben, hören vor dem 17. Lebensjahr wegen psychischer oder körperlicher Überlastung auf, hat eine Studie der Universität São Paulo erbracht. Und auch für die, die weitermachen, ist Fußball meist ein hart verdientes Brot.

Von den rund 30.000 Profifußballern in brasilianischen Clubs verdienen 80 Prozent nicht mehr als 500 Euro monatlich. Manche Kinder, deren Lebensweg Meneses verfolgte, endeten als Gärtner der Fußball-Clubs, Bettler oder Prostituierte. „Sie sind billige Wegwerfware und bekommen keine zweite Chance“, sagt er. „Aber Fußball ist so etwas wie die Seifenoper der Männer, nur das glückliche Ende zählt.“

Gerade in einem Land wie Brasilien, in dem der Reichtum extrem ungleich verteilt ist, hält sich der Traum vom Aufstieg per Fußball hartnäckig – weil es wenig Alternativen gibt. Der brasilianische Staat hat es zwar in den vergangenen zehn Jahren geschafft, das Einkommen von 20

Millionen Armen mittels Transferleistungen und neuen Arbeitsplätzen dank dem Wirtschaftsboom zu heben. Außerdem wurden an Universitäten Quoten für Benachteiligte eingeführt. Aber 500 Jahre Diskriminierung sind so rasch nicht zu überwinden. Die Bresche hat sich nur geringfügig geschlossen. Die gesellschaftliche Mobilität ist weiterhin minimal. Das heißt: Wer reich geboren ist, bleibt ein Leben lang privilegiert, wer arm geboren ist, hat kaum Aufstiegschancen. Doch die neue Mittelschicht will ihren Aufstieg absichern und fordert nun vom Staat, seine grundlegenden Pflichten zu erfüllen: bezahlbare Gesundheitsfürsorge, ein qualitativ hochwertiges, öffentliches Bildungssystem, das nicht vom Geldbeutel der Eltern abhängt, Sicherheit und eine vernünftige öffentliche Infrastruktur.

Das steckte hinter den Protesten, die im Juni 2013 Millionen motivierten, auf die Straße zu gehen. Die FIFA mit ihren überzogenen Ansprüchen, die Korruption beim Stadionbau und die Arroganz eines Josef Blatter befeuerten die Wut zwar. Aber sie waren nur ein Sündenbock. Dass mit dem Anpfiff bei der WM alles vergessen sein wird, wie Blatter beschwört, ist daher unwahrscheinlich. Denn kaum ist das Finalspiel vorbei, beginnt in Brasilien schon der Wahlkampf. Und Sport und Politik wussten die Brasilianer schon immer recht gut zu trennen.

Sandra Weiss



Zur Person:

Sandra Weiss ist Lateinamerika-Korrespondentin und lebt in Mexiko. Sie arbeitet für zahlreiche Zeitungen und Hörfunksender in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

2 : 1 für?

Ghana gegen Deutschland: 21. Juni 2014 in Fortaleza

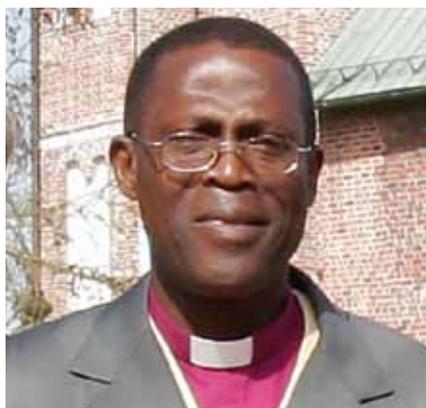
Am 21. Juni tritt bei der Fußball-WM in Brasilien die deutsche Nationalmannschaft gegen Ghana an. Vor dem Spiel haben wir Francis Amenu um ein Interview gebeten. Amenu ist Moderator der Evangelisch-Presbyterianischen Kirche in Ghana. Sie ist in der Norddeutschen Mission Partnerkirche der oldenburgischen Kirche.

Herr Moderator, wann haben Sie das letzte Mal einen Ball geschossen?

Ostermontag 2007. Ich habe in meinem damaligen Kirchenkreis das österliche Gemeindefest eröffnet, und dazu gehörte der Anstoß eines Fußballspiels.

Welche Rolle spielt Fußball in Ghana?

Fußball spielt eine bedeutende Rolle, ein großartiges Spiel zur Erholung und Entspannung. Fußball dient als einigender Faktor, stärkt das Nationalgefühl, und das ist positiv in einem Land wie Ghana



Zur Person:

Francis Amenu ist seit acht Jahren Moderator (leitender Theologe) der Evangelical Presbyterian Church of Ghana (EP Church), seine Amtszeit dauert noch bis zum Sommer. Von den 22 Millionen Einwohnern Ghanas sind etwa 60 Prozent Christinnen und Christen, sie sind mehrheitlich evangelisch. Zur EP Church gehören etwa 160.000 Christinnen und Christen in 800 Kirchengemeinden.

mit so vielen verschiedenen Volksgruppen. Fußball verringert Spannungen zwischen politischen Gegnern, Feinde werden zu Freunden. Die Fußballer, die bei großen Mannschaften spielen, werden in die Lage versetzt, mit einem Teil ihres Einkommens sozio-ökonomische Entwicklungsprogramme und -projekte in ihren Heimatgemeinden zu unterstützen.

Was ist für Sie das Faszinierende am Fußballsport?

Fußball hat die Fähigkeit, große Mengen von Menschen anzuziehen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, auch dauerhaft – und das unabhängig von sozialem Status, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Hautfarbe, geographischer Herkunft, kulturellem Hintergrund, politischer Haltung, akademischer Bildung, Glaubenszugehörigkeit und anderen Dingen.

Viele gläubige Fußballspieler bekreuzigen sich vor dem Spiel. Irritiert Sie das?

Es gibt Fußballspieler, die bekreuzigen sich, um die Wurzeln ihres christlichen Glaubens zu zeigen. Das irritiert mich nicht, weil es meiner Meinung nach zeigt, dass sie bei der vor ihnen liegenden Aufgabe auf die zuverlässige Hilfe von Gott zählen. Die Fähigkeiten der Spieler kommen von Gott, der Quelle allen Segens in unserem Leben. Die christliche Gemeinschaft sollte die Geste der Spieler als Preisung der Ehre Gottes sehen.

Wie geht das Spiel zwischen Ghana und Deutschland am 21. Juni aus?

Das Spiel wird eng. Der Bessere wird 2 zu 1 gewinnen. Meine Gebete und Hoffnungen gehen dahin, dass Ghana und Deutschland die Gruppenphase überstehen und in die K.-O.-Runden einziehen werden.

Der Abdruck des Interviews erfolgt mit freundlicher Genehmigung von „reformiert“, der Mitgliederzeitung der Evangelisch-reformierten Kirche.



Fußballfans aus Ghana auf der Fanmeile 2006 in Hannover



Jesus lebt. Geht er auch ins Stadion?

Einwürfe zum Verhältnis von Fußball und Religion



Zur Person:

Olaf Grobleben arbeitet als Pastor und Beauftragter für Ethik und Weltanschauungsfragen im Oberkirchenrat. Obwohl er seit 2001 gern in Oldenburg lebt, ist er dem HSV als Fan immer treu geblieben.

Nur 27 Punkte bei 75 Gegentreffern, zwei Trainerwechsel, dem direkten Abstieg nur knapp entronnen, der Relegationsplatz als Erfolg: Den Autor dieses Beitrags betrübt die Bilanz des Hamburger Sportvereins in der abgelaufenen Bundesligasaison 2013/14 sehr. Doch um es mit Otto Rehaag zu sagen: Die Wahrheit liegt auf dem Platz. Und so muss man wohl zugeben, dass diese Spielzeit für den HSV fast mit einem Abstieg und damit vermeintlich einer sportlichen Katastrophe geendet hätte.

Trotzdem stellte ein Sportreporter des NDR dem Trainer nach dem Ende des letzten Spiels folgende Frage: „Herr Slomka, wie haben Sie dem HSV neues Leben eingehaucht?“ Nun mag man ja angesichts des Abschneidens des HSV durchaus unterschiedlicher Meinung darüber sein, ob es dem Trainer tatsächlich gelungen ist, den Verein neu zu beleben – das wird erst die Zukunft zeigen, schließlich ist „der nächste Gegner immer der schwerste“. Doch auffällig ist, dass der Reporter für seine Frage eine religiöse Sprachform benutzt. Die in der Frage benutzte Wendung „Leben einhauchen“ erinnert an den im 1. Mose 2 überlieferten zweiten Schöpfungsbericht, in dem Gott dem Menschen den „Odem des Lebens“ in dessen Nase bläst.

Dass sich religiöse Sprachformen auf den Fußball anwenden lassen, ist seit langem bekannt. So wurde vermutlich der erste „Fußballgott“ am 4. Juni 1954 in der legendären Radiübertragung des „Wunders von Bern“ geboren, als der Reporter Herbert Zimmermann sein „Toni, du bist ein Fußballgott!“ in den Äther ausstieß. In den Achtzigerjahren wurde Oliver Kahn, Torwart des FC Bayern München und der deutschen Nationalmannschaft, von der Boulevardpresse als „Titan“ titulierte. Welcher Fan kennt keinen „heiligen Rasen“, wer wäre noch nicht durch ein spielentscheidendes Tor „erlöst“ worden (wovon eigentlich?) Und es gibt im Fußball das „Wunder“ eines unerwarteten Sieges. Parallelen zwischen Fußball und Religion

sind oft beschrieben worden. Die Fans, teilweise von weither in Form einer Wallfahrt angereist, sind in liturgische Gewänder gekleidet, die „Kutten“ genannt werden, mit vielen Aufnähern wie „FC Bayern München ist eine ‚Religion‘“. Der Ablauf im Stadion ist wie im Gottesdienst liturgisch geregelt. Das „heilige Spiel“ beginnt mit dem Anpfiff bzw. dem Läuten der Glocken. Pfarrer können ihren Konfirmanden das Prinzip des gottesdienstlichen Wechselgesanges erklären am Beispiel der Bekanntgabe der Mannschaftsaufstellungen im Stadion: Liturg – „Aaron!“, Gemeinde – „Hunt!“

Häufigen Stadionbesuchern sowie Gottesdienstbesuchern sind die Lieder und Hymnen bekannt, die gesungen werden: „Lobt den Herrn, lobt den Herrn, unter uns erblüht sein Stern. Er will uns zu Hilfe kommen, und er ist uns täglich nah: Er kommt nicht nur zu den Frommen, er ist für uns alle da.“ – „Leuchte auf mein Stern Borussia, leuchte auf, zeig mir den Weg. Ganz egal, wohin er uns auch führt, ich werd immer bei dir sein.“

Christlichen Heiligen entsprechen die Stars auf dem Spielfeld. Tausende singen im Stadion gemeinsam wie auf Kirchentagen. In der Fangemeinde werden aus Fremden Freunde. Hier ist nicht Arm noch Reich, und Handwerker wie Professor sind eins, fiebern mit der eigenen Mannschaft mit und bringen das Stadion zum Kochen: „You’ll never walk alone!“.

Ein Ortswechsel nach Buenos Aires. Dort gründeten Fans des argentinischen Stürmers Diego Maradona am 30. Oktober 2001, seinem Geburtstag, die „Iglesia Maradoniana – La Mano de Dios“ („Kirche Maradonas – Die Hand Gottes“). Sie hat heute weltweit mehr als 50.000 Anhänger. Es gibt ein eigenes „Glaubensbekenntnis“ („Wir haben einen Gott der Vernunft, das ist Christus. Und einen Gott des Herzens, das ist Diego.“) und eigene „Zehn Gebote“ („Verkünde von Diegos Wundern auf der

ganzen Welt.“). Maradona selbst erklärte mit der „Hand Gottes“, wieso er in dem WM-Spiel 1986 gegen England einen Ball mit der Hand in das Tor schlug. Der uruguayische Schriftsteller Mario Benedetti hält das übrigens für den „bisher einzigen glaubwürdigen Beweis für die Existenz Gottes“!

In einer Mischung von Ironie und Ernst drücken die Anhänger der „Kirche Maradonas“ also in religiöser Formelsprache aus, was ihnen „heilig“ ist. Dabei betonen sie aber auch den Unterschied der zweitwichtigsten Sache der Welt zur christlichen Religion und ersetzen diese eben gerade nicht durch die eigene „Kirche“.

Fußball: Ersatzreligion oder Religionsersatz? Anzuerkennen ist, dass der Fußball Menschen Erfahrungen verschaffen kann von Sinn und Erlösung, von Heil und Gemeinschaft. Religiöse Momente sind dem Fußball also nicht zur Gänze fremd.

„Warum gehen die Leute ins Stadion?“ – „Weil sie nicht wissen, wie es ausgeht!“. Und weil auf dem Spielfeld uralte Mythen spannend in Szene gesetzt werden: Meister werden vom Thron gestürzt und Sünder bestraft. Schwächere Mannschaften siegen gegen angeblich übermächtige Gegner wie David gegen Goliath. 90 Minuten als Auszeit vom Alltag im „heiligen Rund“ des Stadions. 90 Minuten mit Augenblicken der Seligkeit und des Entsetzens. 90 Minuten, die Millionen von Fans Woche für Woche weltweit nicht missen möchten.

Dem früheren Bundestrainer Sepp Herberger gelang es, fast schon weise Sätze zu formulieren, die elementare Lebenserfahrungen aufnehmen: „Das Spiel dauert neunzig Minuten.“ – „Der Ball ist rund.“ Man kann den Ball also rollen lassen, vieles ist dann möglich. Aber nichts ist sicher. Fußball als „Spiel des Lebens“? Verlieren oder gewinnen, sei es im Fußballstadion oder im Alltag, kann zur religiösen Erfahrung werden, wenn Menschen davon im Tiefsten ihrer Existenz berührt werden. Doch selbst wenn sich dem Menschen auch am Fußball Transzendenzerfahrungen erschließen sollten, so bleiben doch Fragen offen: Wird Gott dann einfach als göttliche Macht verstanden, die nur



Im Viertelfinale der Fußball-Weltmeisterschaft in Mexiko trafen am 22. Juni 1986 England und Argentinien aufeinander. Dabei erzielte der argentinische Mannschaftskapitän Diego Maradona in der 51. Spielminute mit der Hand ein irreguläres Tor. Maradona zeigte nach dem Spiel keine Reue und sagte vor laufenden Kameras: „Es war ein bisschen die Hand Gottes und ein bisschen Maradonas Kopf“. Erst im Jahr 2005 gab Maradona zu, den Ball mit der Hand gespielt zu haben. 2008 entschuldigte er sich dafür.

dem eigenen Verein zum Sieg verhilft? Wird Gott in letzter Unbegreiflichkeit erfahren oder als personales Gegenüber erlebt? Oder ist Gott dann letztlich nicht mehr als eine Metapher für Glück oder Zufall? Es ist allenfalls möglich, Fußball als eine Form subjektiv gelebter säkularer Religiosität zu verstehen, deren Ort nicht mehr die Kirche ist, sondern das Stadion.

Zweifellos kann Fußball zumindest für eine kurze Zeit ein existenzielles Bedürfnis befriedigen nach Erlösung, Heil, Gemeinschaft und nach Momenten von

Schönheit und Gelingen. Das ist nicht wenig. Im Fußball wie im Leben kann sich manchmal das Blatt noch in den letzten Minuten wenden, manchmal geradezu auf wunderbare Art und Weise. So kann man vom Fußball wie vom Glauben lernen, Hoffnung nicht aufzugeben und Zuversicht nicht zu verlieren. Könnte man sonst wirklich ein (HSV-) Fan bleiben?

Die Überschrift dieses Artikels ist gleichlautend mit dem Titel des Themenheftes 23 der Zeitschrift „Der tödliche Paß. Zeitschrift zur näheren Betrachtung des Fußballspiels“ (6/2001).



„Für mich ist der Glaube an Gott wie ein Fixstern, der immer da ist. Ein treuer Begleiter, der dir oft genau dann Kraft schenkt, wenn du gar nicht mehr damit rechnest. Aber auch ein starker Rückhalt, der mir die nötige Lockerheit gibt, mit einem Lächeln durchs Leben zu gehen und dem nötigen Vertrauen, dass der ‚da oben‘ schon alles richtig macht. Auch dann, wenn manche Reporter nach Niederlagen wieder mit der nervigsten aller Fragen ankommen: ‚Ist der Fußballgott denn gegen euch?‘

Um diese Frage ein für alle Mal zu beantworten: Es gibt zwar keinen Fußballgott, aber ich glaube, dass es einen Gott gibt, der uns Menschen liebt, genauso wie wir sind, mit all unseren Macken, und deswegen glaube ich, dass er auch den Fußball liebt! Nur: Die Kiste müssen wir schon selber treffen.“

Jürgen Klopp, Trainer von Borussia Dortmund
aus: Kirchenblatt im Kanton Solothurn, 5/2014

Für eine neue Rede von Mission

Ein Plädoyer von Pastorin Dr. Uta Andréé



Zur Person:

Pastorin Dr. Uta Andréé (geb. 1971) ist seit Sommer 2012 geschäftsführende Studienleiterin an der Missionsakademie an der Universität Hamburg. Sie hat in Bethel, Marburg, São Leopoldo, Salvador da Bahia und Heidelberg studiert. Es folgten ein Vikariat in der oldenburgischen Kirche und ein Pfarrvikariat in der ESG Oldenburg. Im Anschluss war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Systematische Theologie / Ethik an der Uni Heidelberg, Pfarrerin in der Kirchengemeinde Rastede und ab 2009 Persönliche Referentin des EKD-Ratsvorsitzenden Prof. Dr. Wolfgang Huber. Von 2010 bis 2012 war sie Referentin für Lateinamerika im Kirchenamt der EKD.

Kaum ein Wort wirkt innerhalb und außerhalb der Kirche so elektrisierend wie das Wort Mission. Nicht nur das Wort, die Sache selber birgt Sprengstoff.

Die Kontroverse beginnt schon, wenn wir an die früheste Zeit der Kirche in unserer Region denken. Mission im Mittelalter wird von vielen mit Zwangstaufen assoziiert, mit der unheiligen Allianz zwischen staatlicher und kirchlicher Macht, die eine einheitliche christliche Kultur ohne Rücksicht auf bestehende Traditionen und Erfahrungsschätze durchsetzte. Schreckliche Bilder vom Blutbad in Verden an der Aller, wo Karl der Große mit dem Schwert das Evangelium brachte, stehen vor Augen. Doch auf der anderen Seite brachten Klöster und Kirchen Fortschritt in verarmte ländliche Gebiete.

Durch die Arbeit der Mönche in Hude und in Rastede lebten ganze Landstriche auf, man lernte neue handwerkliche Techniken kennen. Der Fleiß und die Bedürfnislosigkeit der Mönche ließ die Bevölkerung teilhaben an den Errungenschaften, die durch das Christentum kamen. Klöster waren zugleich Orte der Gastfreundschaft, medizinischer Versorgung, sie standen für Bildung und Entwicklung. Die oldenburgische Kirche hat ihren Anfang in dieser Mission.

Die zweite heiße Phase, um die sich die Debatte rankt, ist die Zeit des 19. Jahrhunderts und des großen Sendungsbewusstseins, mit dem Missionare in alle Welt zogen, um das Evangelium zu predigen und Menschen – vielmehr ganze Völker – für das Christentum zu gewinnen. Das ging wiederum einher mit einem Boom an weltlichen Entdeckungen und der Etablierung kolonialer Herrschaften in Afrika, Asien und Ozeanien. Wiederum brachte der „weiße Mann“ eine Religion und eine Kultur, die auch dazu diente, die weltliche Herrschaft über die Einheimischen zu vereinfachen. Die Fremden waren überlegen und das hieß im Weltbild der Menschen im er-

oberten Gebiet, dass wohl auch deren Götter überlegen sein mussten. Ein leichtes Spiel für Missionare? So einfach war es nicht: Viele Missionare, die auch von der Norddeutschen Mission – dem Missionswerk, dem neben drei weiteren deutschen und zwei afrikanischen Kirchen auch die oldenburgische Kirche angehört – seit 1844 entsandt worden waren, starben an bis dahin unbekanntem Krankheiten. Die Zahl der neu getauften Christinnen und Christen der ersten Jahrzehnte überstieg in den wenigsten Gegenden die Zahl der entsandten Missionare.

Doch wenn heute unsere Partner in Kirchen aus Ghana, Indien, Indonesien oder Samoa von Mission sprechen, dann ist das für sie eine durchweg positive Angelegenheit. Die Mission, das ist der Ort, von dem aus ein Dorf, eine Schule, ein Krankenhaus sich entwickelten. Sprachen wurden verschriftlicht und dadurch bewahrt. Mission bedeutet die gute Arbeit der Kirche schlechthin, ihre Arbeit im Allgemeinen, die immer nah am Menschen und für die Menschen war und ist.

Würde man auf den Begriff Mission in diesem Kontext verzichten, würde man das Kind mit dem Bade ausschütten. Afrikaner und Afrikanerinnen bei uns an der Missionsakademie an der Universität Hamburg sagen frei heraus: „Wir verstehen das nicht. Erst kommt ihr als Missionare, raubt uns unsere Kultur und unsere Tradition und 150 Jahre später wollt ihr uns verbieten, von Mission zu sprechen, weil ihr plötzlich meint, das sei schlecht gewesen. Wie gut, dass wir heute selber darüber entscheiden, was für uns gut und was für uns richtig ist, auch wenn wir vieles davon von euch gelernt haben.“

Und so war es die Aufgabe der Mutterkirchen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg so vehement von jeder Form der Bevormundung anderer, von Entmündigung, von jeglichem Überlegenheitshabitus verabschieden wollten – und

dazu gehörte auch einiges, was bisher im Namen von Mission geschehen war – , einen neuen Zugang zu dieser Wesensäußerung der Kirche zu finden, die darin besteht, dass man das Gute, das man von Gott bekommen und durch ihn erfahren hat, weitergeben möchte.

Auf der Weltmissionskonferenz in Wilingen 1952 wurde ein Verständnis von Mission formuliert, das diesem großen Anliegen, nicht mehr im Namen Gottes Menschen zu entmündigen, Rechnung trug. Man sprach von der „Mission Gottes“ (der *Missio Dei*), in die Christen einbezogen sind. Gott selber zeigt sich, offenbart sich, erscheint. Gott selber ist der Gesandte, der auf seine Weise die Mission vollzieht. Allenfalls können Menschen daran teilhaben, aber nicht selber ausschließliches Subjekt dieser Mission sein. Doch die Geschichte lastet schwer. Viele historische Begebenheiten aus Lateinamerika sind hier noch gar nicht zur Sprache gekommen, bei denen die katholische Kirche Hand in Hand mit der Conquista des 16. Jahrhunderts abscheuliche Grausamkeiten zugelassen und selber verübt hat. Zugleich haben Jesuiten mit den Einheimischen gegen deren Versklavung gekämpft und ihr Leben als Schutzschilde für die indigene Bevölkerung hergegeben. Auch hier kommt es ganz darauf an, um wessen Mission es geht. Sind es Menschen, die sich in Gottes Namen durchsetzen und für ihre eigenen Interesse sorgen wollen, oder sind es Menschen, die den Ruf Gottes (seine Mission) hören und sich solidarisch an die Seite anderer stellen.

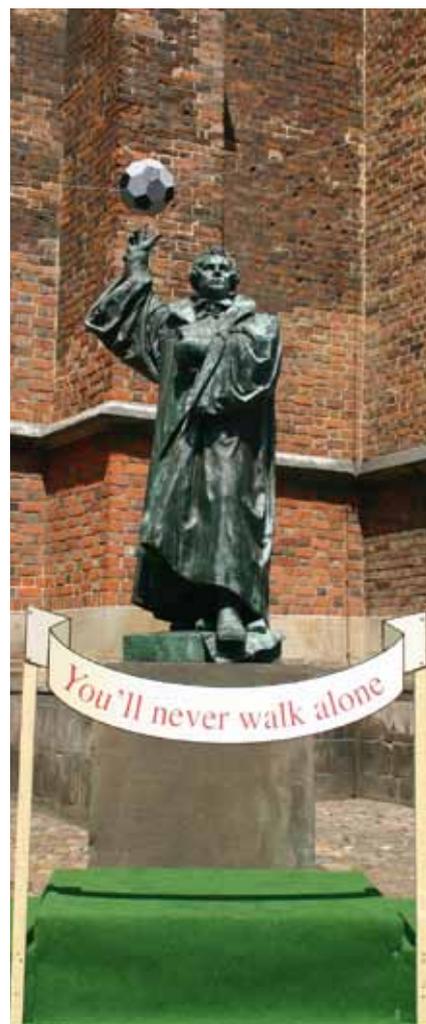
Die Geschichte lastet schwer, zumal es immer noch Christen gibt, für die die Konversion von Nichtchristen zum Christentum das Ziel all ihrer missionarischen Bemühungen ist. „Jesus Christus ist der einzige Weg, die einzige Wahrheit und das einzige Leben“, so wird Joh 14,6 verengt und für die Herabwürdigung anderer Religionen missbraucht. Und dabei spielt auch Geld immer eine Rolle. Wer viel Geld hat, dessen Gott muss wohlreiche Belohnungen bereithalten. Die Bereitschaft, sich von solchen Missionaren überzeugen zu lassen, kann man Menschen, die in Not leben, nicht verdenken. Solche Missionszüge werden inzwischen von den allermeisten Christen weltweit zurückgewiesen. In dem Dokument „Das

christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt“, das die katholische Kirche, der Ökumenische Rat der Kirchen und die Weltweite Allianz 2011 gemeinsam verfasst haben, wird Mission positiv beschrieben, als die natürliche Haltung und Pflicht eines jeden Christen, von seinem Glauben zu erzählen. Jede Art von Manipulation, von Erpressung und Missbrauch geistlicher Macht, wird dort strikt abgelehnt. Mission heißt heute an vielen Orten: Unterstützung bei Projekten und Programmen zur Verbesserung von Lebensbedingungen, Stärkung von Kirchen, die an der Seite von Entrechteten und Marginalisierten kämpfen, und Aufbau partnerschaftlicher Beziehungen in einem weltweiten Netz von Christinnen und Christen.

Mission hat als Wort heute in vielen weltlichen Zusammenhängen Einzug erhalten. Und dabei steht nicht mehr nur die Reminiszenz an Tom Cruise in seiner „Mission Impossible“ im Vordergrund. Firmen haben eine Mission: Value, Vision, Mission – heißt die Trias der Firmenphilosophie. Auch dass jemand in irgendeiner Mission unterwegs ist, hört man nicht selten.

Auch für die Evangelische Kirche in Deutschland hat der Begriff wieder Konjunktur. 1999 in Leipzig und 2011 in Magdeburg hat sich die EKD-Synode mit dem Thema Mission beschäftigt. Eberhard Jüngel hat sinngemäß in Leipzig festgehalten, Mission sei der Herzschlag der Kirche, und die Kirche, wie sie sich ihm darstelle, leide an Herzrhythmusstörungen. Man will neuen Schwung in die Kirche bringen, aufbrechen im Land der Reformation, Christsein wieder überzeugter gestalten und vertreten. Auch Mitglieder gewinnen und Mitglieder halten, die Kirche erhalten und eine Rolle spielen in der Gesellschaft, sind Motive für die neue Rede von Mission in der evangelischen Kirche.

Es bleibt die Frage, ob man genug Zeit haben wird, für diese wichtigen Initiativen für die Kirche und den Glauben in unserem Land einen so angeschlagenen Begriff zu rehabilitieren und ihn so durchzubuchstabieren, dass wir nicht verwechselt werden mit einseitig missionarisch ausgerichteten christlichen Fundamentalisten.



Nicht nur für Fußballfans, sondern auch in der Ökumene gilt der Slogan „You'll never walk alone“ („Du wirst niemals alleine gehen“). Die Collage mit dem Lutherdenkmal vor der Marktkirche in Hannover wurde auf der Fan-Meile zur Fußball-WM 2006 aufgebaut und hat ihre Bedeutung bis heute nicht verloren.

Bei meiner gegenwärtigen Arbeit an der Missionsakademie in Hamburg jedenfalls könnte einiges an Beziehungsaufbau zu Universität, Kirche und Gesellschaft einfacher sein, wenn wir nicht das Erbe unseres Namens mit uns schleppen würden. Dabei bleibt unbestritten, dass das, was wir tun – nämlich Menschen über das Christsein miteinander ins Gespräch bringen, Theologie treiben über konfessionelle und auch religiöse Grenzen hinweg, Raum bieten für interkulturelle Begegnungen und Debatten – durchaus zu Gottes Mission gehört und wir uns unserer Sendung als Christen in die Welt bewusst sind.

Pastorin Dr. Uta André

Gute Ansatzpunkte zur Weiterarbeit

Ein Kommentar zum Verhaltenskodex „Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt“

Ein Wort ist zurückgekehrt in den allgemeinen und in den kirchlichen Sprachgebrauch: „Mission“. Es ist Indiz für eine neue Selbstvergewisserung des christlichen Glaubens (self-confidence of faith) in einem Land, in dem die Weitergabe des Glaubens an nachkommende Generationen und die öffentliche Präsenz des Evangeliums nicht mehr automatisch und

uneingeschränkt als gegeben angesehen werden können. Dies ist auch Frucht eines intensiven ökumenischen Dialoges mit den Kirchen der südlichen Hemisphäre, die – obgleich sie häufig auch die Schattenseiten der westlichen Missionsgeschichte erfahren haben – Begriff, Mandat und Verheißungshorizont christlicher Mission nicht einfach verabschiedet, sondern theologisch fortgeschrieben und lebendig bekräftigt haben.

In einem Kontext, in dem viele Gruppierungen und Interessen um Aufmerksamkeit und Einfluss, um das Zurgeltingbringen ihrer „Mission“ ringen, wäre es absurd, wenn die christlichen Kirchen, die sich selbst der Geschichte der Mission verdanken und deren Lebensprinzip in der Überschreitung der kulturellen und sozialen Grenzen in der interkulturellen Kommunikation des Evangeliums besteht, keinen profilierten Begriff von Mission und eine verantwortliche missionarische Praxis entwickeln würden.

Als ein wesentliches Instrument und eine Plattform für einen neuen und breiteren Dialog über die Praxis christlicher Mission gelten die vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) herausgegebenen Empfehlungen für einen Verhaltenskodex „Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt“.¹ Es ist kein vollständiges Lehr- und Grundsatzdokument zum Thema Mission.² Vielmehr handelt es sich um ein eher kurzes fünfseitiges Dokument, das in biblisch elementarer Sprache praktischen Fragen zur Gestalt christlicher Mission gewidmet ist. In der Einleitung ist formuliert: „Ziel dieses Dokuments ist es, Kirchen, Kirchenräte und Missionsgesellschaften dazu zu ermutigen, ihre gegenwärtige Praxis zu reflektieren und die Empfehlungen in diesem Dokument zu nutzen, um dort, wo es angemessen ist, eigene Richtlinien für Zeugnis und Mission unter Menschen zu erarbeiten, die einer anderen Religion oder keiner bestimmten Religion angehören.“

Als „großer Moment in der weltweiten Ökumene“ wurde die Unterzeichnung der „Empfehlungen für missionarisches Handeln“ insbesondere deshalb hervorgehoben, weil dieser Text erstmals gemeinsam vom ÖRK, der Weltweiten Evangelischen Allianz (WEA) und dem Päpstlichen Rat für Interreligiösen Dialog des Vatikan (PCID) im Sommer 2011 verabschiedet wurde, wodurch auch viele derjenigen Kirchen, die bisher nicht im ÖRK Mitglied sein können, in diese gemeinsamen Überzeugungen mit einbezogen wurden. Das Papier bildet die Grundlage des Kongresses „Mission Respekt. Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ auf gesamtdeutscher und ökumenischer Ebene, der vom 27.-28. August mit einer sehr weit gefächerten Beteiligung in Berlin stattfindet.³

Im Text werden sieben Leitsätze zu Grundlagen christlicher Mission zusammengestellt und mit zwölf Grundprinzipien zum christlichen Zeugnis in multireligiösen Kontexten verbunden. Gerade die elementare Einfachheit der Sprache, in der die Kernüberzeugungen formuliert sind, macht es leicht, diesen Text methodisch als Gesprächsimpuls für Dialoge mit Kirchenältesten, Schülern, Pastoren und Diakonen und engagierten Laien einzusetzen.

Schon die ersten vier Grundüberzeugungen können Anlass für einen reichen und vertiefenden Dialog beispielsweise zwischen Christen und Muslimen sein im Blick auf Reichweite und Sinn christlicher Mission: „1. Für Christen/innen ist es ein Vorrecht und eine Freude, Rechenschaft über die Hoffnung abzulegen, die in ihnen ist, und dies mit Sanftmut und Respekt zu tun (vgl. 1. Petrus 3,15). 2. Jesus Christus ist der Zeuge schlechthin (vgl. Johannes 18,37). Christliches Zeugnis bedeutet immer, Anteil an seinem Zeugnis zu haben, das sich in der Verkündigung des Reiches Gottes, im Dienst am Nächsten und in



Zur Person:

Pastor Dr. Dr. h.c. Dietrich Werner, geboren 1956 in Oldenburg, ordiniert in der Martin-Luther-Kirche in Oldenburg; Vikariat in Bad Zwischenahn; Pfarramt in den Kirchengemeinden Osternburg und Krusenbusch-Tweelbäke; Tätigkeit als Dozent und Studienleiter in Hamburg; Nordelbische Ev.-Luth. Kirche; Bochum; Breklum; Genf; seit 2014 Theologischer Grundsatzreferent im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung (Brot für die Welt) in Berlin.

völliger Selbsthingabe äußert, selbst wenn diese zum Kreuz führen. So wie der Vater den Sohn in der Kraft des Heiligen Geistes gesandt hat, so sind Gläubige mit der Sendung beauftragt, in Wort und Tat die Liebe des dreieinigen Gottes zu bezeugen.

3. Das Vorbild und die Lehre Jesu und der frühen Kirche müssen das Leitbild für christliche Mission sein. Seit zwei Jahrtausenden streben Christen/innen danach, dem Weg Christi zu folgen, indem sie die Gute Nachricht vom Reich Gottes weitergeben (vgl. Lukas 4,16-20).
4. Christliches Zeugnis in einer pluralistischen Welt umfasst auch den Dialog mit Menschen, die anderen Religionen und Kulturen angehören (vgl. Apostelgeschichte 17,22-28).“

Mit diesen Leitsätzen verbindet sich ein entschiedenes Ja zum christlichen Zeugnisauftrag auch in Kontexten, in denen Christinnen und Christen in der Minderheit sind, in denen sie isoliert sind oder bedrängt. Doch missionarisches Zeugnis hat die Gestalt des offenen und suchenden Dialoges mit Andersdenkenden, d.h. christliches Zeugnis und interreligiöser Dialog werden hier nicht gegeneinander ausgespielt, der Zeugnisauftrag ist das übergeordnete Mandat, das den Dialogauftrag in sich schließt.

Auch die folgenden Grundprinzipien einer rechten Praxis christusgemäßer Mission beinhalten Impulse, die zum Überdenken und teils zur Korrektur der Praxis christlicher Mission motivieren können:

1. Handeln in Gottes Liebe. Christen/innen glauben, dass Gott der Ursprung aller Liebe ist. Dementsprechend sind sie in ihrem Zeugnis dazu berufen, ein Leben der Liebe zu führen und ihren Nächsten so zu lieben wie sich selbst (vgl. Matthäus 22,34-40; Johannes 14,15).
2. Jesus Christus nachahmen. In allen Lebensbereichen und besonders in ihrem Zeugnis sind Christen/innen dazu berufen, dem Vorbild und der Lehre Jesu Christi zu folgen, seine Liebe weiterzugeben und Gott, den Vater, in der Kraft des Heiligen Geistes zu verherrlichen (vgl. Johannes 20,21-23).
3. Christliche Tugenden. Christen/innen sind dazu berufen, ihr Verhalten von Integrität, Nächstenliebe,

Mitgefühl und Demut bestimmen zu lassen und alle Arroganz, Herablassung und Herabsetzung anderer abzulegen (vgl. Galater 5,22)“

Was hat diesen Grundsätzen in Vergangenheit und Gegenwart christlicher Mission entsprochen, was nicht? Welche Bilder zeichnen wir von Menschen mit anderen Glaubensüberzeugungen und religiösen Traditionen? Wie weit werden diese Bilder vom Gebot der Nächstenliebe, das ja für alle gilt, vom Zeugnis nach dem Vorbild Christi und von der Haltung der Demut und Vermeidung von Arroganz korrigiert? Kennen wir diejenigen „die Anderen“ in unserer näheren oder ferneren Nachbarschaft, denen das Evangelium ebenfalls gilt, die u.a. ebenfalls, aber mit ganz anderen Formen bezeugen oder die ihre eigenen Verletzungsgeschichten mit Repräsentanten christlicher Traditionen haben, die unaufgearbeitet blieben? Das ÖRK-Papier lädt damit ein zu einer ökumenisch-missionarischen Hermeneutik, einem Neu-Lesen und Entdecken des eigenen Kontextes.

Nimmt man auch nur einige der folgenden praktischen Prinzipien und Leitgesichtspunkte hin, z.B. – unbedingte Vermeidung der Verquickung von christlicher Mission mit materiellen Anreizen oder Belohnungen (4. Taten des Dienens und der Gerechtigkeit) – Theologisch reflektierter Umgang mit Heilungsdiensten in der Kirche und Verbot der Ausnutzung des menschlichen Bedürfnisses nach Heilung (5. Verantwortungsvoller Umgang mit Heilungsdiensten) – Strikte Ablehnung aller Formen von Zwang, Gewaltausübung oder Zerstörung anderer Kultstätten und heiliger Symbole und

Texte (6. Ablehnung von Gewalt), so findet sich ein reiches Reservoir an Impulsen, die sowohl auf der christlichen Seite wie auch auf der Seite der Vertreterinnen und Vertreter von anderen Religionsgemeinschaften, insbesondere aus Ländern, in denen das Christentum sich in einer Minderheit befindet, zu selbstkritischen Nachfragen führen können.

Der Text wird umso spannender und sein Potenzial umso deutlicher entfaltet, desto intensiver er in Dialogprozesse eingebracht wird, in der Christinnen und Christen (und Nichtchristinnen und -christen) aus vertrauten Milieus (beispielsweise aus einer Landeskirche) mit Christinnen und Christen (und Nichtchristinnen und -christen) aus fremden und anderen Milieus zusammengebracht werden, da erst dann sich seine ökumenischen Impulse entfalten können (also etwa: Christinnen und Christen aus einer Landeskirche mit Vertreterinnen und Vertretern einer Freikirche, mit der römisch-katholischen Nachbargemeinde, mit Vertreterinnen und Vertretern einer afrikanischen oder asiatischen Gemeinde oder mit Menschen aus charismatischen oder pfingstkirchlich geprägten Glaubensgemeinschaften, oder zwischen Christinnen und Christen und muslimischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern). Mit anderen Worten: Die gewachsene Vielfalt christlicher Traditionen sowie der Präsenz nicht-religiöser oder andersreligiöser Bevölkerungsgruppen auch im Oldenburger Land eröffnet gute Ansatzpunkte für eine Weiterarbeit mit diesem Text⁴ und für eine Vertiefung des ökumenisch-missionarischen Lernprozesses in Stadt und Land in Oldenburg.⁵

Pastor Dr. Dr. h.c. Dietrich Werner

¹ Vgl. den ursprünglichen Volltext: www.oikoumene.org/de/resources/documents/wcccprogrammes/interreligious-dialogue-and-cooperation/christian-identity-in-pluralistic-societies/christianwitness-in-a-multi-religious-world?set_language=de

² Hierzu liegt ein eigenes, ausführlicheres theologisches Studiendokument vor: www.oikoumene.org/de/resources/documents/wccc-commissions/mission-and-evangelism/together-towards-lifemission-and-evangelism-in-changing-landscapes?set_language=de

³ Siehe Website des Kongresses: www.missionrespekt.de/

⁴ Zur Gesamtheit vgl. auch die wichtige Arbeitshilfe und Publikation des EMW: *Christus heute bezeugen. Mission auf dem Weg von Edinburgh 2010 nach Busan 2013, EMW Hamburg, Juli 2013*; vgl. auch: www.emwd.de/fix/files/mission_de-Verhaltenskodex.2.pdf

⁵ Vgl. dazu auch: Dietrich Werner, *Ermutigungen zu einer ökumenisch-missionarischen Pastoral- und interkulturellen christlichen Bildungsarbeit im Horizont massiver Veränderungen der Weltchristenheit im 21. Jahrhundert. Vortrag Generalpfarrkonvent Oldenburg, 15. Februar 2012*: www.kirche-oldenburg.de/fileadmin/Redakteure/Predigten/2012/werner-120215-vortrag-konvent.pdf

Etwas Zeit in der Stille für Gott

Ist Deutschland wieder ein Missionsland oder war es immer eins?



Zur Person:

Dr. Koffi Emmanuel Noglo, geb. in Tsévie/Togo, ist seit November 2013 auf der Projektstelle „Globalisierung konkret: Klimagerechtigkeit“ Bildungsreferent der Norddeutschen Mission in Bremen. Nach der Sekundarschulbildung am Evangelischen Gymnasium in Kpalimé und dem Abitur studierte er in Lomé Anglistik. In Göttingen studierte er Politikwissenschaften, Ev. Theologie und Religionswissenschaften. Im Anschluss an den Magister promovierte er bis 2012 in Marburg an der Politikwissenschaftlichen Fakultät. Danach evaluierte er für das Agenda-21-Büro in Hannover ein Projekt in Malawi.

Die „Kwami Affäre“ 1932 in der Oldenburger St.-Lamberti-Kirche sorgte für Unmut unter den damaligen oldenburgischen Christinnen und Christen. Der einstige nationalsozialistische Gauleiter Carl Röver und seine Gefolgschaft machten Stimmung gegen das Vorhaben, Pastor Robert Stephen Kwami aus der Ewe-Kirche im togoischen Westafrika in Oldenburg predigen zu lassen. Ein „Neger bleibt immer ein Neger“, egal ob getauft oder nicht, so Röver. Doch standen die Brüder und Schwestern aus der oldenburgischen Kirche fest hinter dem togoischen Missionar. Trotz des rassistischen Gegenwindes der NSDAP konnte Kwami in der Lambertikirche predigen.

Später sagte er „(...) man hat mich in keiner Stadt mit größerer Freude empfangen als in Oldenburg. Menschen, die sonst nicht zur Kirche gehen, kamen, sodass die Kirche brechend voll war. Viele fanden keinen Platz mehr und mussten während des ganzen Gottesdienstes stehen. Mein Herz war voll Freude und Dank gegen Gott.“

Gut 85 Jahre zuvor ging es Lorenz Wolf – Missionar der Norddeutschen Missionsgesellschaft – nicht anders, als er am 14. November 1847 den Eweern zur Losung „Ich will deinen Namen predigen meinen Brüdern“ (Psalm 22,23) predigte. Als Fremder in einer ihm neuen Kultur war er dem Widerstand der Natur und den dortigen Traditionen ausgeliefert. Ohne die Unterstützung einiger Eweer hätte die evangelische Kirche im Eweland nicht Fuß fassen können. Heute haben die evangelisch presbyterianischen Kirchen in Ghana und Togo etwa 1.658 Gemeinden mit zahlreichen evangelischen Christinnen und Christen, die weiterhin das Evangelium verkündigen.

Vergleicht man diese Zahlen mit denen der Mitgliedskirchen der Norddeutschen Mission in Norddeutschland (die Lippische Landeskirche, die Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, die Evangelisch-reformierte Kirche und die Bremische Ev. Kirche haben zusammen knapp 400 Kirchgemeinden), kann man zur Schlussfolgerung kommen,

dass (zumindest) das norddeutsche Gebiet der Norddeutschen Mission ein Missionsland ist.

Doch der irritierende Vorfall in Sandstedt (bei Bremen) im April dieses Jahres, wonach ein evangelischer Pfarrer das Gesundheitszeugnis von eritreischen Flüchtlingen vor dem Abendmahl verlangte, zeigt weiterhin eine Zerrissenheit in den Reihen der Gläubigen. Das Missionsland setzt offenbar Grenzen. Denn „jeder, der in die Kirche geht und am Abendmahl teilnimmt, kann schwer krank sein, ohne dass ein Gesundheitszeugnis von ihm verlangt wird.“ (Anneliese Siestrup, Flüchtlingsinitiative in Hagen).

Manche mögen dem Pfarrer einen offenen Rassismus unterstellen. Womöglich wollte er nur seine deutschen „Schafe weiden“ (Joh 21,15-17). Allerdings wird bei solch einem Zwischenfall offenkundig, dass die Menschheit weiterhin in Ethnien, Kulturen, Rassen usw. getrennt ist. Heißt es nicht bei Paulus, dass „durch den Glauben alle Gottes Kinder in Christus Jesus (sien)“? Dass „hier kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Frau“ (Gal 3,28) kein Ghanaer/Togoer/Eritreer noch Deutscher, kein Armer noch Reicher (sei)? Oft gelingt auch dem Christen/der Christin nicht, seinen/ihren Nächsten mit der Brille eines Liebenden zu sehen. Dabei heißt das wichtigste Gebot für die Christen und Christinnen: (...) Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst (Mt 22,39).

Solange anthropogene Grenzen auf Erden herrschen, bleibt jedes Land ein Missionsland, in dem Grenzen überwunden werden müssen. Kann sich Deutschland unbekümmert für eine Missionsarbeit öffnen? Das Motto der Christinnen und Christen soll jedenfalls heißen: „Ich überwinde anthropogene Grenzen, also bin ich Christ/Christin“. Nehmen wir uns doch öfter ein bisschen Zeit in der Stille für/vor Gott oder der Liebe und überwinden Grenzen.

Dr. Koffi Emmanuel Noglo



Eine neue Sicht auf den Glauben

Pastor Holger Rauer leitet einen Bibelkreis für Flüchtlinge

Die Diskussion dreht sich um das Thema Nächstenliebe. „Gott sagt, du sollst deinen Nächsten lieben – aber er hat nicht gesagt, dass dieser Nächste eine bestimmte Religion haben muss.“

Jeder ist gemeint, das ist mir besonders aufgefallen“, sagt ein junger Mann, vielleicht Mitte, Ende zwanzig, und seine Sitznachbarin nickt zustimmend. Insgesamt sind es rund 25 Frauen und Männer, die an diesem Nachmittag am Bibelkreis im Gemeindehaus „Arche“ in Oldenburg-Osternburg teilnehmen. Es sind Flüchtlinge, Asylbewerber und Migrantinnen und Migranten, vornehmlich aus Afghanistan und dem Iran – nicht alle, aber viele wollen vom Islam zum Christentum konvertieren. Einige sind bereits getauft, kommen aber weiter, um sich hier zu treffen und sich mithilfe von Übersetzern über Fragen zum Glauben auszutauschen. „Es ist toll, dass wir hier so offen diskutieren können“, betont ein anderer Teilnehmer.

„Seit dem Jahr 2008 habe ich rund 260 Menschen aus dem Iran und aus Afghanistan getauft“, so Pfarrer Holger Rauer, der den Bibelkreis und die Taufkurse leitet. Ihn beeindruckt, wie engagiert die Menschen sich mit ihrem Glauben beschäftigen. „Für ehemalige Muslime kann in ihren Heimatländern auf den Glaubensübertritt die Todesstrafe stehen“, weiß Rauer. „Wenn ich in den Taufgottesdiensten über diese Hintergründe spreche, sind viele deutsche Gemeindeglieder sehr bewegt, manche sogar den Tränen nah. Ein Ehepaar aus dem Iran hat sich zum Beispiel hier taufen lassen und ist dann in seine Heimat zurückgekehrt, um dort seinen Glauben zu leben, was für sie lebensgefährlich ist. Diese existenziellen Geschichten spiegeln das wider, was das Evangelium ausmacht, und regen zum Nachdenken an“, findet der Pfarrer. „Viele hiesige Gemeindeglieder bekommen dabei immer wieder eine neue Sicht auf ihren Glauben – auch ich selbst.“

Teilweise sind es bis zu 70 Menschen, die aus ganz Niedersachsen und Bremen zum Bibelkreis nach Oldenburg anreisen. Viele lassen sich die Teilnahme von Rauer bestätigen – für das Gericht, das eventuell noch über eine Duldung oder einen Asylstatus entscheiden muss. Daneben gehen die Flüchtlinge zum Gottesdienst in die Kirche der Gemeinde, in der sie wohnen. „Manche besuchen hier in Oldenburg beispielsweise die Kreuzkirche der Baptisten-Gemeinde von Pastor Seydlitz oder gehen in die Friedenskirche zum methodistischen Gottesdienst von Pastor Abraham“, erklärt Holger Rauer.

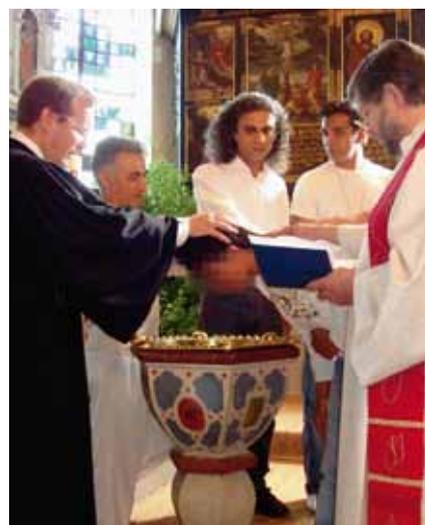
„Bei der Taufe bringen diese Menschen uns Pastoren am Taufbecken zusammen – eine Art von Ökumene, bei der ich gar nicht weiß, ob es sie sonst noch irgendwo gibt.“

Die Schicksale der Flüchtlinge und die Gedanken, die sie sich zu ihrem neuen Glauben machen, verarbeitet Rauer nicht selten in einer Predigt, in einem Gesprächskreis oder auch im Konfirmandenunterricht. „Zum Beispiel das Thema Nächstenliebe“, so der Pfarrer. „Das wird immer dann ganz aktuell, wenn die Gemeindeglieder die Flüchtlinge besser kennenlernen und anonyme Asylbewerber quasi ein Gesicht bekommen. So sind schon tolle Kontakte untereinander entstanden“, freut er sich.

„Natürlich gibt es manchmal auch Probleme – wir sind keine Sozialromantiker. Aber durch die Begegnungen im Gottesdienst und beim Kaffee danach, oder wenn die Flüchtlinge im Seniorenkreis oder in anderen Gesprächskreisen von ihren Erfahrungen erzählen, lernt die hiesige Gemeinde fremde Kulturen hautnah kennen – und nette neue Leute.“

Zurzeit sucht Pfarrer Rauer noch Paten für die Flüchtlinge, die neu in der Gemeinde sind.

Antje Wilken



Zur Person:

Holger Rauer (52) ist Pfarrer in der Ev.-luth. Kirchengemeinde Osternburg im Pfarrbezirk Osternburg-Drielake. Im Gemeindehaus „Arche“ führt er Bibelkreise und Taufkurse für Flüchtlinge, Asylbewerber und Migranten durch.



Die Mission der Weltläden

Warum wir Kleinbauern helfen können, während wir einfach nur Kaffee trinken



Walburga Hahn

Was hat der Kleinbauer in Brasilien, dessen harte Arbeit oft nicht zum Existenzminimum reicht, mit uns hier in Deutschland zu tun? Viel!, sagen die Betreiber der Weltläden, denn seine Armut hängt mit unseren niedrigen Lebensmittelpreisen zusammen. Seit Jahrzehnten setzen sich die Weltläden-Teams für ein bewussteres Konsumverhalten ein. Unermüdlich informieren sie über Urwaldrodung und Klimawandel, über Landraub und Ausbeutung.

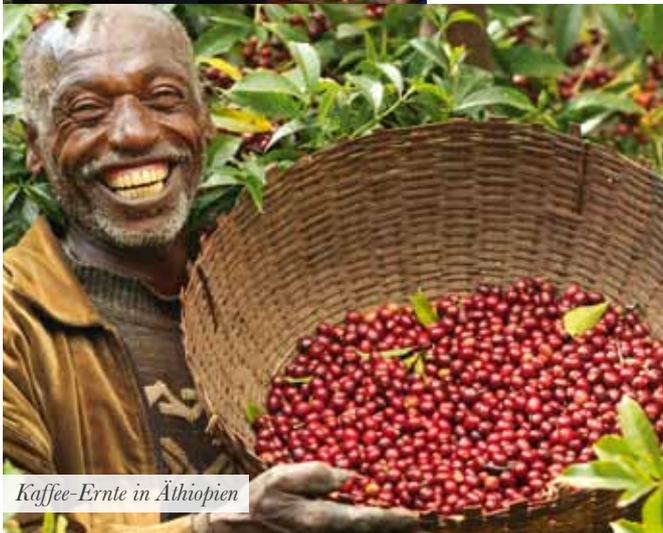
Mit ihrer Beharrlichkeit und ihrem Idealismus haben sie dazu beigetragen, dass das Umdenken im Einkaufsverhalten mittlerweile immer größere Kreise zieht. Überwiegend ehrenamtlich und unter dem Dach der christlichen Kirchen haben sie eine ganz besondere Mission: die Welt ein bisschen gerechter zu machen.

Seit 1997 existiert der Weltladen in Oldenburg, getragen vom Ökumenischen Zentrum e.V. Hier gibt es Tee und Kaffee, Bananen, Kunsthandwerk, viele Sorten Schokolade, Kekse, Gewürze – und für alle, die möchten, immer auch Informationen zu jedem der Produkte. „Wir versuchen, stets auf dem Laufenden zu sein. Wir haben engen Kontakt zu unseren Lieferanten und kennen das Sortiment und die Geschichten, die dahinterstecken. Das

erwartet die Kundschaft, und diese Anspruchshaltung haben die Mitarbeitenden auch an sich selbst“, sagt Walburga Hahn. Sie ist Koordinatorin des Oldenburger Geschäfts in der Kleinen Kirchenstraße. Bei ihr laufen die Fäden zusammen, wenn es um den Einsatz der Mitarbeitenden geht oder um Produktbestellungen. Außerdem stellt sie regelmäßig Informationen für ihr Team zusammen.

Rund 20 ehrenamtlich Mitarbeitende engagieren sich im Oldenburger Weltladen, fast alle sind im Rentenalter. „Einige unserer Mitarbeitenden sind bis zu zehn Stunden pro Woche hier. Wir können nicht erwarten, dass Menschen im erwerbsfähigen Alter sich hier unentgeltlich einsetzen. Dafür ist der Zeitaufwand zu hoch“, so Hahn. Schließlich müsse man nicht nur in armen Ländern auf faire Arbeitsbedingungen achten, sondern auch vor Ort. Dennoch besteht das Team nicht nur aus Seniorinnen und Senioren – der Weltladen bietet regelmäßig Schüler- und Studentenpraktika und holt so auch den Nachwuchs mit ins Boot.

Je mehr Menschen sich mit dem Thema fairer Handel auseinandersetzen, umso größer wird auch die Zielgruppe, die der Weltladen anspricht. Moderner, klarer strukturiert als in der Anfangszeit prä-



Kaffee-Ernte in Äthiopien





sentiert sich das Oldenburger Geschäft mittlerweile. „Wir haben uns getraut, in die Einrichtung und Gestaltung zu investieren, und das hat sich gelohnt“, sagt Walburga Hahn.

Seit der Erweiterung der Räumlichkeiten und der Umgestaltung vor zehn Jahren sind die Umsätze spürbar gestiegen. „2004 hatten wir einen Jahresumsatz von 25.000 Euro. 2013 haben wir allein im Dezember – zugegeben der umsatzstärkste Monat des Jahres – 30.000 Euro eingenommen“, erzählt die Koordinatorin stolz. Dennoch, so rechnet sie vor, gebe jede Oldenburgerin / jeder Oldenburger im Durchschnitt nur etwa 1,50 Euro pro Jahr im Weltladen aus. Da geht noch mehr, findet sie.

Angst vor der Konkurrenz?

Dass fairer Handel mittlerweile eine weit aus größere Käuferschicht hat als noch vor einigen Jahren, zeigt auch das Sortiment in den Supermärkten. Selbst die Discounter werben mit dem fairtrade-Siegel. Fürchtet Walburga Hahn die Konkurrenz? Sie wägt ab. In kleineren, inhabergeführten Supermärkten freue es sie, Produkte einschlägiger Lieferanten zu finden. „Schließlich ist es unser erklärtes Ziel, die Lebensbedingungen der Produzenten zu verbessern. Und je größer ihr Absatzmarkt, umso besser.“ Die Discounter aber bereiten ihr Kopfzerbrechen, denn, so erklärt Walburga Hahn, „sie lassen oft eigene Produkte nach den Fairtrade International-Richtlinien herstellen, die längst nicht so weit greifen wie andere Siegel.“ (siehe Infokasten)

Wie kann man der wachsenden Konkurrenz begegnen? „Wir als Weltladen müssen uns auf unsere Alleinstellungsmerkmale konzentrieren“, sagt sie. „Und dazu gehört, dass wir eine weitaus größere Vielfalt an Produkten anbieten als andere und zudem den Kunden Informationen an die Hand geben können.“ Auch an politischen Kampagnen beteiligt sich der Weltladen, wie etwa im Mai zum umstrittenen Freihandelsabkommen Europas mit den USA oder im September zum fairen Handel in der Modebranche. Für dieses Projekt bringt das Weltladen-Team Secondhand-Läden und das Repair-Café zusammen, präsentiert Mode, die unter fairen Arbeitsbedingungen hergestellt worden ist, und plant, zwei Wochen lang einen Laden für Kleidung aus fairem Handel auf die Beine zu stellen. Da wird's wieder manche Stunde länger wer-

den für die Ehrenamtlichen, die ihre freie Zeit im Ruhestand in den Dienst der guten Sache stellen.

Fair gehandelte Produkte in der Schulmensa

Nachhaltigkeit, bessere Arbeitsbedingungen, Anbau unter Umweltschutzgesichtspunkten – das geht auch und besonders die jungen Leute an, findet Jonas Breuer. Und so hat der Student im Mai 2013 während seines Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ) die „Weltladen-Jugend“ in Delmenhorst ins Leben gerufen. 20 Schülerinnen und Schüler unterstützen seither das ehrenamtliche Team im Laden, das bis dahin – ähnlich wie in Oldenburg – überwiegend aus Senioren bestand. In zwei Schichten für jeweils drei Stunden übernehmen die Jugendlichen sonntags den Verkauf im Laden. „Das ist nicht selbstverständlich“, weiß Jonas Breuer und freut sich, dass seine Mitstreiter trotz Abvorbereitungen und Klausuren dennoch an allen Wochenenden dabei sind. Eine Kreativgruppe übernimmt gemeinsam mit den älteren Ehrenamtlichen regelmäßig die Geschäfts- und Schaufensterdekoration. Hell und übersichtlich präsentiert sich der Verkaufsraum, ein Mosaik zeugt von dem Ideenreichtum und dem handwerklichen Geschick der jungen Leute, die zudem eingeführt haben, dass jeder Monat unter einem bestimmten Motto steht.

Ganz ohne Generationenkonflikt, räumen die Schülerinnen und Schüler ein, sei es am Anfang nicht gegangen. Nicht jedem gefiel die nüchternere, klare und moderne Handschrift der Jugendlichen auf Anhieb. „Doch mittlerweile überwiegt das positive Feedback“, sagt Fritz. Außerdem halte das Ringen miteinander die Kreativität lebendig, ergänzt Jonas. Doch

die Jugendlichen wollten sich nicht nur selbst engagieren, sondern auch andere für die Idee des fairen Handels begeistern. Die Info-Veranstaltung an Schulen war nur eins von mehreren Projekten, mit denen die Gruppe an die Öffentlichkeit gegangen ist. „Wir haben Grundschüler beispielsweise herkömmliche Schokolade und fair gehandelte probieren lassen, und die Kids fanden beide gleich lecker. Mit solchen Aktionen lassen sich Vorurteile abbauen“, erzählt Marcel. Dass die beiden Gymnasien in Delmenhorst mittlerweile in ihren Mensen einige fair gehandelte Produkte anbieten, ist ebenfalls ein Erfolg der Weltladen-Jugend.

Der Einsatz im Weltladen hat auch das Konsumverhalten der Jugendlichen geprägt: „Seit ich mehr darüber weiß, unter welchen Lebens- und Arbeitsbedingungen viele Produkte hergestellt werden, gucke ich viel genauer hin, was ich kaufe“, sagt Sarah. Auch bei ihren Freunden habe zum Teil ein Umdenken eingesetzt, seit sie von ihrer Arbeit im Weltladen erzählt habe, ergänzt Franziska. Mit Präsentkörben, gefüllt mit Spezialitäten aus dem Weltladen, hat Marcel zu Weihnachten eine ganz persönliche Art der Öffentlichkeitsarbeit gemacht. „Das ist gut angekommen“, freut er sich.

Für die jungen Leute ist nach zwölf Monaten Schluss mit der Weltladen-Jugend. Das letzte Schuljahr, der Beginn des Studiums, ein Freiwilliges Soziales Jahr – für das zusätzliche Engagement bleibt dann keine Zeit mehr. Vielleicht aber finden sich andere Jugendliche, die weitermachen. „Die Idee ist da, das Konzept hat sich bewährt“, sagt Jonas. „Es wäre toll, wenn es weiterginge.“

Anke Brockmeyer

Fairtrade – was ist das?

Fairtrade bedeutet „gerechter Handel“ und hat zum Ziel, die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Bauern und Beschäftigten etwa auf Kaffee- oder Teeplantagen, in der Bekleidungsindustrie, beim Anbau von Blumen und in vielen anderen Bereichen zu verbessern. Das Ziel: gerechte Teilhabe am Gewinn, der auf dem Weltmarkt für ein Produkt erzielt wird. Ausbeuterische Kinderarbeit und Zwangsarbeit sind verboten, angestrebt werden möglichst direkte Handelsbeziehungen. Gleichzeitig werden Sozialprojekte in den jeweiligen Ländern unterstützt. Neben dem fairtrade-Siegel gibt es Anbieter im fairen Handel, die noch strengere Maßstäbe für ihr Angebot zugrunde legen, etwa GEPA, dwp oder elpunte.

Mehr Informationen unter:

www.fairtrade.de | www.dwp-rv.de | www.gepa.de | www.el-puente.de



Gemeinsames Mitfiebern

Zum Fußballschauen ins Gemeindehaus

Mit der als „Sommermärchen“ in die Fußballgeschichte eingegangenen Weltmeisterschaft 2006 fing alles an. Viele Kirchengemeinden hatten Beamer und Fernseher in Kirchen und Gemeindesälen aufgebaut und zum Public-Viewing eingeladen. Und die Menschen kamen in Scharen. Vier Jahre später zur Fußball-Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika wiederholte sich dieses Phänomen, sodass es fast keinen mehr verwundert, dass auch nun zur diesjährigen Fußball-WM die Gemeindehäuser wieder geöffnet werden.

Es ist eine unkomplizierte und familienfreundliche Angelegenheit. „Mit kleineren Kindern kann ich weder in eine Kneipe noch auf die großen Plätze gehen und zu Hause halte ich die Spannung alleine nicht aus“, erzählt eine junge Mutter aus Kreyenbrück. Da ist das Gemeindehaus ideal. „In der Kneipe ist der Anreiz zu konsumieren, hier ist der Anreiz, wirklich zusammen zu gucken, zusammen zu sein und das Spiel zusammen zu erleben.“

Je weiter die deutsche Mannschaft komme, desto größer werde das Gefühl, das in der Gemeinschaft erleben zu wollen. Ihre Erfahrungen mit dem Public-Viewing sind positiv, wissen die Pastorinnen und Pastoren aus der Kirchengemeinde Oldenburg-Osternburg zu berichten, die nun mit einem eingespielten Team von Ehrenamtlichen bereits „ihre“ dritte WM ausrichten. Die Männerkochgruppe wird wieder „finger-food“ anbieten und die evangelische Jugend übernimmt den Getränkestand.

„Es ist wie ein Gemeindefest und es kommen auch Menschen aus der Nachbarschaft, die wir sonst nicht erreichen“, erzählt Pastorin Maren Grünig. Für sie macht Public-Viewing Sinn, „weil es zur ‚einladenden Kultur‘ der Kirche gehört. Es entsteht Gefühl der Gemeinschaft, das Vorurteile und Hürden abbaut.“

Den rechtlichen Rahmen für diese Aktionen hat wieder einmal die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) geschaffen. Wie bei den Weltmeisterschaften zuvor hat die EKD einen Teil der GEMA-Gebühren übernommen, die für diese Art von Veranstaltungen erhoben werden. Die vertraglich festgelegte Anzahl von 1.200 Initiativen war für diese WM sehr schnell erreicht worden, sodass das Anmeldeportal bereits nach wenigen Tagen wieder geschlossen werden musste. Dennoch steht fröhlichen Festen in Gemeindehäusern, kirchlichen Jugendklubs, Kirchen und anderen Einrichtungen nichts mehr im Wege.

Tipps für die Vorbereitung von Veranstaltungen zur Fußball-Weltmeisterschaft liefert eine gemeinsame Broschüre der EKD mit dem evangelischen Hilfswerk „Brot für die Welt“. Unter dem Motto „Fair play for fair life“ – zu Deutsch: „Gerechtes Spiel für ein gerechtes Leben“ – bietet die Aktion zahlreiche Mitmach-Materialien für Gemeinden, Hinweise für die Gottesdienstgestaltung und Informationen zur Entwicklungszusammenarbeit in Brasilien und den sozialen Problemen dort. „Wir feiern die WM mit zahlreichen Public-

Viewing-Veranstaltungen in Gemeinden in ganz Deutschland. Doch wir wollen auch darauf aufmerksam machen, dass nur Fairness Gerechtigkeit schafft. Es kann nicht sein, dass die einen profitieren – aber viele andere ausgeschlossen werden. Sie verarmen und leiden – bei uns in Deutschland und in vielen anderen Teilen der Welt“, so Bernhard Felmborg, Sportbeauftragter des Rates der EKD, bei der Vorstellung der Aktion.

Die Broschüre kann im Internet unter www.ekd.de/kirche-und-sport/events/fussball/materialheft.html heruntergeladen werden.

So bleibt nur noch die Frage, welches Team wohl am 13. Juli im Finale steht. Doch egal, welche Mannschaft am Ende siegt – in den Gemeinden wird mit Sicherheit wieder kräftig mitgefiebert.

Hans-Werner Kögel





Sternstunden der Arbeit

Der Kindergarten als aktiver Teil des Gemeindelebens

Von christlichen Werten zu überzeugen, das funktioniert am besten, indem sie im Alltag vorgelebt werden, findet Margrit zur Brügge. Individualität zulassen, umsichtig und freundlich im Umgang miteinander sein, den Glauben und das Kirchenjahr in den Tagesablauf einbinden – das ist es, was sie und ihre Kolleginnen im evangelischen Kindergarten „Unterm Regenbogen“ in Apen sich auf die Fahnen geschrieben haben. „Miteinander leben – voneinander lernen“ heißt ihr Leitbild. Und das füllen sie gemeinsam mit den 140 Kindern ihrer Tagesstätte mit Leben.

„Religiöse Erziehung macht sich nicht nur am Erzählen biblischer Geschichten, dem Beten vor dem Essen und der Teilnahme am Gottesdienst fest“, findet die Kita-Leiterin. „Sie spiegelt sich vielmehr im Miteinander wider. Kinder haben sehr feine Antennen dafür, ob jemand authentisch ist. Sie schauen in die Seele und erkennen ganz schnell, ob jemand glaubwürdig ist in dem, was er sagt.“ Und auch die Eltern spüren, ob die Atmosphäre und das Miteinander von Mitmenschlichkeit geprägt sind, so ihre Erfahrung. „Unser Kindergarten ist ein aktiver Teil des Gemeindelebens, von dem die Kirchengemeinde durchaus profitiert“, sagt die Kita-Leiterin und gibt einige Beispiele: Ganz aktuell sind die Kinder in das Jubiläum ihrer St. Nikolai-Kirche zum 775. Geburtstag eingebunden. Sie gestalten Gottesdienste mit aus, setzen sich mit biblischen Themen

auseinander. In einer Kooperation mit dem Kirchenchor ist der „Generationenchor“ entstanden, in dem Erwachsene und Kinder nicht nur zusammen singen, sondern auch Hand in Hand gemeinsam in die Kirche einziehen. Und manchmal erobern die Kinder ihre Kirche auch auf eine ganz ungewöhnliche Art: Alle zwei bis drei Jahre veranstaltet der Kindergarten das Projekt „Auf Entdeckungsreise hinter alten Kirchenmauern“. Unter ganz alltagstauglichen Gesichtspunkten wird hier das Gotteshaus betrachtet. Wie lang ist eigentlich eine Kirchenbank? Wo findet man überall Buchstaben und Zahlen in der Kirche? Wie hoch ist der Altarraum? Die Methoden, zu denen die Kinder greifen, sind kindgerecht und dabei durchaus erstaunlich. Um die Kirchenhöhe zu messen, lassen sie mit Helium gefüllte Luftballons steigen, an denen Maßbänder hängen – gehäkelt von den Seniorinnen der Gemeinde; nach jedem Meter wechselt die Farbe.

Um den Umfang des Gebäudes herauszufinden, lassen die Kita-Kinder Gemeindeglieder ihre Kirche umarmen: Wie viele Menschen braucht man dafür? „Da wird auch schon mal der Bürgermeister aus dem Rathaus zur Verstärkung geholt oder die Kinder bitten Leute auf dem Wochenmarkt, mitzumachen“, erzählt Margrit zur Brügge.

Bei Projekten wie diesem treffen sich Glaube und Alltag, denn „Auf Entdeckungsreise hinter alten Kirchenmauern“ hat das

Ziel, Interesse an naturwissenschaftlichen Themen zu wecken. Im Mai ist der Kindergarten für dieses wegweisende Projekt mit dem bundesweiten Preis „Forschergeist 2014“ ausgezeichnet worden.

Hier im ländlich geprägten Apen gehören etwa drei Viertel der Familien, deren Kinder die Kita „Unterm Regenbogen“ besuchen, der evangelischen Kirche an. Sich auch mit den anderen Eltern über den evangelischen Glauben zu unterhalten, ist eine Herausforderung, die Margrit zur Brügge immer wieder gern annimmt. „Ich bin überzeugt von meinem Glauben und diskutiere gern darüber.“ Dabei sei es wichtig, die verschiedenen persönlichen Facetten des Glaubens zu respektieren.

Wenn Eltern, die nicht in der Kirche sind, ihre Kinder dennoch beim Krippenspiel auftreten lassen oder in den Gottesdienst kommen, weil ihr Kind aktiv dabei ist – das sind Sternstunden der Arbeit, findet die Kita-Leiterin. „Wir binden die Familien ein, soweit sie es möchten. Aber wir drängen sie nicht“, betont sie. Und es gibt Momente, in denen sie sich und das gesamte Team auf dem absolut richtigen Weg weiß. Wenn etwa der Vater, der selbst nicht Gemeindeglieder ist, sagt „So wie ihr den Glauben hier lebt, da bekommt man Lust auf Kirche“. Genauso soll es sein, freut sich Margrit zur Brügge.

Anke Brockmeyer



„Dein Wille geschehe“

Fußball und unsere allzu menschlichen Gottesbilder

„Die Fußball-WM 2014 in Brasilien – in keinem anderen Land der Welt ist der Fußball so sehr mit dem Glauben an Gott verbunden wie zwischen Maracanã-Stadion und Christus-Statue. Doch auch in der Bundesliga ist der Rasen längst heilig: Jürgen Klopp betet, Lewis Holtby bekreuzigt sich und David Alaba trägt lässig Jesus-Shirts“, heißt es im Vorwort zur Neuauflage der „Fußball-Bibel“, die anlässlich der WM von einem christlichen Verlag herausgegeben wurde.

Heiliger Rasen? Fußballgott? Maracanã oder Wembley als Kathedralen des Fußballs? Im Zuge einer WM oder EM wird die Frage der Religion gern aufgenommen. Immer wieder sieht man Gesten von Spielern, die darauf schließen lassen, dass sie irgendwie religiös sind: zu irgendjemandem beten, sich bekreuzigen, vorher den „heiligen“ Rasen berühren oder – meistens nach einem gelungenen Treffer – mit ausgestrecktem Zeigefinger nach oben, gen Himmel weisen.

Man fragt sich: Zu wem beten die eigentlich? Zu Gott? Und wenn ja: zu wem? Dem Gott der Bibel, des Alten und Neuen Testaments? Zu Allah? Zum Fußballgott? Oder glauben sie einfach nur an eine höhere Macht?

Und was beten sie? Unser täglich Tor gib uns heute? Lass mich meinen Kasten heute sauber halten? Oder vielleicht doch: Dein Wille geschehe?

Dazu zwei Gedanken.

Der eine ist von Dietrich Bonhoeffer, aus dem Jahr 1930, und klingt sehr provokant: „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht“.

Gemeint ist: Bonhoeffers Worte verwahren sich gegen allzu menschliche Gottesbilder und allzu menschliche Erklärungen seines Willens. Der christliche Glaube liefert keine Erklärungen,

die leicht zu begreifen sind und Gott zur gedanklichen Spielwiese des Menschen machen.

Ein Gott, an den leicht zu glauben ist, weil dessen Wille problemlos mit den Wünschen des Menschen in Einklang gebracht werden kann – und sei es nur der Ausgang eines Fußballspiels –, dieser Gott ist von Menschen gemacht. Er ist höchstens ein Götze, entsprungen aus der Phantasie des Menschen.

Man könnte auch sagen: Wenn Gott Gott ist, dann nur so, dass wir nicht darüber verfügen können. Nur so, dass das Geheimnis Gottes bewahrt bleibt, ist es möglich zu glauben. In der Welt des Fußballs, in der es um teure Talente geht, um Spieltaktik und Finanzstrategie, damit am Ende möglichst der Erfolg steht, hat solch ein Glaube nur wenig Spielraum. Nach den Regeln des bezahlten Fußballs jedenfalls könnte ein „Fußball-Gott“ nicht unterscheiden zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, denn es zählt nur der Sieg. Folgerichtig trüge Gott je nachdem mal das Trikot des FC Bayern München oder das von Real Madrid.

Ähnlich wäre es dann mit dem Beten. Beten wir zu Gott, um darum zu bitten, dass sich unsere Wünsche erfüllen: Endlich mal wieder Weltmeister? Bitte nicht gegen Italien? Dann hätten wir einen naiven Glauben. Weil wir so zu einem Gott beten, den es im Sinne Bonhoeffers „gibt“ – ein Gott, von uns selbst gemacht nach unseren Vorstellungen.

Sollen wir denn dann überhaupt noch beten? Und wenn ja: Was sollen wir bzw. können wir sagen?

Liegt die Hürde nicht unglaublich hoch?

Mit einem Wort Jesu aus der Bergpredigt kommt der zweite Gedanke ins Spiel, der sich aus Bildern von vermeintlich betenden Fußballspielern ergibt: „Wenn



ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen.“ Matthäus 6,7

Mit dieser Mahnung leitet Jesus über zum Vaterunser-Gebet. Das Vaterunser diene Christinnen und Christen dazu, auszudrücken, was sie bewege, auch wenn die Worte einmal versagten, weiß Margot Käßmann. Ganz persönlich habe sie das einst bei der Beerdigung des Nationaltorwarts Robert Enke erfahren. In solch sprachlosen Momenten bleibe ihr „auch nichts, als das Vater Unser“.

Martin Luther selbst hat vom Vaterunser gesagt, dass es völlig ausreiche, wenn man es einmal am Tag bete. Denn mit dem Vaterunser gibt Jesus uns nicht allein Worte, sondern auch ganz grundsätzlich die Möglichkeit zum Beten.

Ein Gebet ist keine Demonstration. „Dein Wille geschehe“ würde also schon ausreichen. Auch vor einem Fußballspiel, in einem kurzen Augenblick der Stille und der Konzentration in der Umkleidekabine.

Detlef Mucks-Büker, Oberkirchenrat

Konfi-Cup

Gemeinsam kämpfen und spielen

Alljährlich während der Konfirmandenzeit ein Fußballturnier zu spielen, hat in einigen Kirchenkreisen bereits Tradition. So wurde im Kirchenkreis Oldenburger Münsterland im Mai bereits das elfte Fußballpokalturnier im Rahmen der jährlichen Sportwoche des Cloppenburger Vorstadtvereins Blau-Weiß Galgenmoor ausgerichtet. Gespielt wurde mit fair gehandelten Bällen, die den teilnehmenden Kirchengemeinden zu Trainingszwecken vorab zur Verfügung gestellt wurden.

In diesem Jahr haben Mannschaften aus sieben Kirchengemeinden teilgenommen. Gewonnen hatte eine gemischte Gruppe aus Essen. Bei dem erstmals ausgespielten Mädchenturnier gewann die Gruppe aus Lastrup und Lindern.

Das nächste Fußball-Turnier für Konfirmandinnen und Konfirmanden veranstaltet die Delmenhorster Kirchengemeinde Heilig-Geist am Sonntag, 21. September, von 12.30 Uhr bis ca. 16 Uhr. Konfi-Mannschaften von mindestens sieben Personen können sich beim Kirchenältesten Torsten Christophers (via Mail: torsten.christophers@ewetel.net) anmelden. Für die Gewinner gibt es einen Pokal, für alle beteiligten Mannschaften eine Urkunde.



Ein Leser für uns,
eine Prämie für Sie!

Jetzt einen neuen Evangelische Zeitung Leser werben
und einen **35 Euro Buchgutschein** sichern

TOP-VORTEILE:

Der Werber erhält einen Buchgutschein im Wert von 35 Euro – einzulösen auf www.einfach-evangelisch.de
Der Neuleser erhält für nur 76,80 Euro ein Jahr lang jede Woche die Evangelische Zeitung direkt ins Haus.

 (0511)1241-736

 aboservice@evangelische-zeitung.de